Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 17 (1870-1872)
Heft: 2

Artikel: Grandson und zwei Cluniacenserbauten in der Westschweiz
Autor: Rahn, Rudolf Jahn
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378803

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grandson und zwei Cluniacenserbauten in der Westschweiz.

Von

Dr. J. Rudolf Rahn,

Privatdozent an der Universität in Zürich.

Zürich.

In Commission bei S. Höhr.

Druck von David Bürkli.

1870.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XVII. Heft 2.

Grandson und zwei Cluniacenserbauten in der Westschweiz.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit der schweizerischen Architektur, dass die Summe ihrer mittelalterlichen Denkmäler in lauter einzelne, scharf gesonderte Gruppen zerfällt. In Deutschland, am Rheine z. B., lässt sich die allmälige Ausbildung des romanischen Kirchengebäudes fast Schritt für Schritt verfolgen, überall finden sich Ruhepunkte, bestimmte Abschnitte, klare und deutliche Uebergangsstufen. Die Zahl der hervorragenden Monumente ist so gross, ihr gegenseitiges Verhältniss ist ein so ausgesprochenes, dass sich hieraus und mit Hülfe des reichen historischen Materiales eine fast ununterbrochene Architekturgeschichte verfolgen lässt; Köln allein liefert mit seinen städtischen Denkmälern den Stoff zu einer wahren Architekturgeschichte.

Auch die Schweiz enthält eine grosse, ja ungeahnte Zahl von Denkmälern aus allen Epochen des Mittelalters; allein fast überall fehlt der Zusammenhang, fehlen jene sicheren historischen Nachrichten, welche uns über die Entstehungszeit der einzelnen Monumente aufklären; kaum dass hie und da ein paar Andeutungen, znfällige Erwähnungen eines Brandes, einer Dotation, eines päbstlichen oder bischöflichen Ablasses, einer Altarweihe u. dgl. vorliegen, Punkte, wie sie dann einigen Anhalt geben, um von da aus das weitere unbekannte Terrain zu erforschen und zu erobern. Sodann ist hier nicht wie anderswo ein einzelnes Volk ins Auge zu fassen, das durch Sprache und Landesgrenzen von anderen gesondert sich selbständig und einheitlich entwickelt hat, sondern es sind mehrere Völker verschiedenen Stammes und von ungleicher Anlage, die alle ihre Berücksichtigung erfordern. Drei Stämme waren seit dem Sturze des römischen Reiches in den Besitz unseres Landes gelangt und langsamen Fortschrittes zu höherer Cultur emporgestiegen, die Alemannen, die Burgunder und die Longobarden. Von ihnen stammt mit schwacher Beimischung der Ureinwohner die jetzige Bevölkerung ab, dreitheilig durch Sprache, dreitheilig durch ihre Cultur, so fördert sie auch in der Kunst eine Fülle eigenartiger Formen, die sich in steter Wechselwirkung durchkreuzen.

Es ist begreiflich, dass die Kunstgeschichte für einmal darauf verzichten muss, diese Verhältnisse zu klären. Noch mangelt uns überall die nähere Kenntniss der Monumente, manches wichtige Denkmal ist unerforscht, anderswo hinwiederum fehlt der Einblick in die äusseren Verhältnisse, denn Thatsache ist es, dass wir es im eigenen Lande doch meist nur mit mehr oder weniger provinzialen Leistungen zu thun haben, die verglichen mit den Fortschritten des Auslandes im Rückstande geblieben sind und schlechterdings isolirt und unverständlich erscheinen, wenn man die Rücksichten auf die lokalen Bedingungen und den Zusammenhang mit den Culturstätten des Auslandes vergisst. Auf jene einheimischen

Mittelpunkte, wie sie das carolingische Reichenau und S. Gallen darstellten, hat man während der romanischen Epoche ein für alle Male zu verzichten.

Zu den denkmalreichsten Gegenden der Schweiz gehört der Canton Waadt. Die Fülle wohlerhaltener Monumente aus allen Zeiträumen des Mittelalters, vom Schluss der römischen Epoche bis zum letzten Aussterben der Gothik ist eine ganz erstaunliche. Nachdem schon Dubois de Montpéreux eine Reihe wichtiger Vorstudien und Zeichnungen gemacht hatte, welche leider nach seinem Tode unveröffentlicht geblieben [1]) sind, ist dann Blavignac, ein genferischer Architekt, zum ersten Male mit einer umfassenden Darstellung dieser Monumente aufgetreten. Sein Werk, betitelt »Histoire de l'Architecture sacrée du quatrième au dixième siècle dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion 1853«, ist aber auch das Einzige geblieben, welches eine grössere Gruppe schweizerischer Baudenkmäler behandelt hat. Es ist hier nicht die Stelle, über den Geist und die Eintheilung dieses Buches zu reden [2]); hier genügt es, einige Seiten desselben zu beleuchten, welche die Wahl unseres Stoffes und eine Wiederholung der theilweise schon von Blavignac veröffentlichten Monumente veranlassten. Der Werth des genannten Werkes beruht auf den zahlreichen, meist flotten und charakteristischen Abbildungen, welche der Atlas und ein Anhang des Textes enthalten. Leider ist die Wahl des Stoffes nicht immer eine glückliche gewesen. Blavignac gefällt sich in einer seltsamen Vorliebe für symbolische Spitzfindigkeiten und in einer Neigung für überfrühe Datirungen, die ihn beide zu einer Menge von Trugschlüssen verleiten. Es erklärt sich hieraus, dass der Verfasser überall nur bei dem Einzelnen und Auffälligsten haften bleibt und darüber die grossen Züge völlig vergisst, dass er seinen Atlas von Anfang bis zu Ende mit Basen, Kapitälen und Gesimsen gefüllt hat, ohne dass wir nur wüssten, wo und zu welchem Zwecke die Originale verwendet worden seien. So fehlt endlich dem Werke vor Allem dasjenige, woraus wir das System und den Zusammenhang dieser Bauten mit anderen Monumenten der näheren und ferneren Umgebung erkennen könnten, fachmässige, architektonische Aufnahmen, in denen nicht bloss das zufällige und meistentheils rohe und ungeschickte Detail, sondern was weitaus am wichtigsten ist, die Pläne und Schnitte, mit einem Worte das constructive Gerüste und Gerippe dieser Bauten gegeben würde. Diese Lücken durch eigene Aufnahmen und durch die wiederholten Studien an Ort und Stelle zu ergänzen, ist der Zweck der vorliegenden Blätter. Es sei uns gestattet, aus der grossen Zahl der bereits publicirten Monumente eine kleinere Gruppe zu isoliren und diese etwas näher ins Auge zu fassen, die drei Kirchen von Romainmotier, von Payerne und von Grandson, drei Denkmäler, die ihrer ganzen Haltung und ihres nahen Zusammenhanges wegen unstreitig zu den merkwürdigsten des Landes gehören. Wir hoffen, mit Hülfe der Tafeln und mehrerer bisher unbenutzter Belegstellen einen festen Anhaltspunkt für die Chronologie dieser Baugruppe zu bieten und damit das Abenteuerliche der bisherigen Datirung ein für alle Male aus der Wissenschaft zu beseitigen. Wenn wir sodann auf eine Wiederholung der bereits von Blavignac veröffentlichten Details verzichten, so mag diess beweisen, dass wir die volle Achtung vor dessen Vorarbeiten bewahren.

Es ist wohl möglich, dass uns hier ein glücklicher Zufall eine der ältesten Monumentalgruppen der Schweiz erhalten hat. Wenn aber diese Bauten der vormittelalterlichen, der karolingischen, ja theil-

---

[1]) Die Benutzung dieser Blätter und Manuscripte, aus denen ich viele Anregungen schöpfte, ist mir gütigst von der Gemahlin des sel. Herrn Prof. Dubois de Montpéreux gestattet worden. Ich erstatte hiefür den aufrichtigsten Dank.

[2]) Cf. die Recension Lübke's im deutschen Kunstblatt von 1854 N. 24 und 25.

weise sogar der merowingischen Epoche zugeschrieben werden, so darf wohl ein bescheidener Zweifel gegen diese Datirung nicht ungerechtfertigt erscheinen. Der Mangel an Baunachrichten, auf den sich Blavignac zu stützen scheint, beweist noch lange nicht, dass es sich hier um die wirklichen Stiftungsbauten handle, sondern man wird gerade desshalb auch umgekehrt vermuthen können, es möchte, wie so oft, ein längerer Zeitraum zwischen der Stiftung und dem Bau der jetzt bestehenden Monumente verflossen sein. Zunächst aber und zwar in erster Linie wird man es nicht unterlassen, sich in weiteren Kreisen umzusehen, ob dort ein Zusammenhang zwischen diesen möglicherweise bloss provinzialen Werken und einer grösseren und ausgebildeteren Gruppe von Mutterkirchen zu entdecken sei.

Aus den Trümmern des karolingischen Weltreiches erhob sich im Jahr 888 neben anderen das neue Reich von Transjuranisch- (oder Hoch-) Burgund [1]. Damals war es, als Rudolf I. (888 — 912) vom Stamme der Welfen sich in S. Maurice an der Rhone als König ausrufen und krönen liess. Aus den Landschaften, die er als Markgraf unter den letzten schwachen Kaisern des Namens Karl mit kräftiger Hand verwaltet hatte, bestand sein Reich. Es umfasste die Abhänge des Passes S. Bernhard, das Thal von Aosta und das Wallis, die jetzigen Kantone Waadt und Freiburg, das jetzt bernische und solothurnische Land am linken Ufer der Aare, die nordwestlichen Thäler des Jura mit Basel, das Neuenburgische, Gex, Genf und Chablais. In S. Maurice und in Orbe lagen die Residenzen des neuen Königshauses; die Bischofsstadt Lausanne war der kirchliche Mittelpunkt des Reiches. Grössere Ausdehnung gab diesem König Rudolf II. (912—937). Unter seinem Scepter vereinigte er mit dem ursprünglichen Gebiete nach Osten und Norden den Aargau, nach Westen die Abhänge des Jura bis zum Doubs und der Saône hin mit der Metropole von Besançon und den Rhonelandschaften von Lyon bis an die Grenzen der Provence, nach Süden die Thäler von Savoyen. Noch weiter erstreckte sich die Herrschaft seines Nachfolgers, König Konrads des Friedfertigen (937—993), der auch die Provence beherrschte und den Mittelpunkt des Reiches nach Vienne verlegte. Nachdem er sein Land von den verwüstenden Schwärmen der Ungarn und den in den Gebirgen hausenden Sarrazenen gesäubert, begann unter seiner Regierung eine wohlthätige Epoche des Friedens für das durch Burgen und Warten gegen die Wiederkehr solcher Feinde wohlbewahrte Land, das sich nun eines günstigen Aufblühens erfreute. An diese Epoche und vor Allem an den Namen der Königin Bertha knüpfen sich die zahlreichen Sagen, mit denen der Waadtländer bis auf den heutigen Tag jenes goldene Zeitalter feiert. Während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Conrad scheint sie zum Wohle des Landes einen bedeutenden Einfluss auf die Verwaltung ausgeübt zu haben, denn die Sage feiert in ihr die bekannte royale filandière; sie ist die Wohlthäterin der Armen, die Schützerin des Ackerbaues und des öffentlichen Verkehres, endlich die Stifterin zahlreicher Klöster und Kirchen [2]. Nicht minder werkthätig erwies sich Berthas Tochter, die berühmte Kaiserin Adelheid. Es wird berichtet, dass sie nach dem Regierungsantritte ihres Enkels Otto III. nach ihrer Heimath

---

[1]) Cf. über diese Verhältnisse W. B. Wenck, die Erhebung Arnulfs und der Zerfall des karolingischen Reiches und F. de Gingins-La-Sarra, Mémoires pour servire à l'histoire du royaume de Provence et de Bourgogne Jurane im Archiv für Schweizergeschichte Bd. VIII und IX. Manche werthvolle Beiträge und Aufschlüsse verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Prof. G. von Wyss in Zürich.

[2]) Bertha starb am 2. Januar 966 cf. d. Jahrzeitbuch von Schwarzenbach im Ct. Luzern im Geschichtsfreund, Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Bd. III S. 195 und v. Wurstenberger, Gesch. der alten Landschaft Bern II., S. 61.

Burgund zurückgekehrt und dort nach zahlreichen Werken der Frömmigkeit und der Barmherzigkeit am 17. December 999 gestorben sei [1]).

In der That ist die Zahl der kirchlichen Stiftungen, welche schon seit der Mitte des X. Jahrhunderts in den burgundischen Gegenden theils begründet, theils erneuert wurden, eine ganz beträchtliche. Damals enstanden das Kloster Bevaix am Neuenburgersee [2]), in Genf einen Neubau der S. Peterskirche durch König Conrad [3]) und bald darauf die Wiederherstellung von S. Victor; diese uralte Stiftung hatte schon seit dem VI. Jahrhundert bestanden, war aber in Verfall gerathen. Adelheid empfahl sie dem dortigen Bischofe Hugo, damit er durch neue Maassregeln die gesunkenen Zustände wieder hebe [4]). Später, zwischen 1019 und 1025, wurde das Stift dem Abte Odilo von Cluny übergeben, der dort einen durchgreifenden Umbau vornehmen liess [5]). Auch das nahe Lausanne blieb nicht zurück; zu Ende des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrtausends erhob sich an der Stelle der jetzigen Kathedrale der erste Bau, welcher den Namen einer Kirche verdiente [6]). In diese Epoche fallen endlich diejenigen Acte, welche zum ersten Male das Ansehen von Romainmotier und Payerne begründeten und diesen Stiften seither einen Einfluss bereiteten, wie sich dessen, etwa das königliche S. Maurice ausgenommen, kein anderes Gotteshaus der romanischen Schweiz mehr zu rühmen hatte.

Die erste Stiftung von Romainmotier [7]) durch einen Glaubensboten des V. Jahrhunderts, Namens Romanus, nach welchem das Kloster den Namen Romani Monasterium erhalten haben soll, ist dunkel und sagenhaft [8]). Glaubwürdiger lautet die zweite Kunde, die eine Klosterstiftung zu Ehren der Mutter Gottes dem Könige Flodoväus oder Chlodoväus zuschreibt. Allein auch diese Notiz beruht auf einer späteren Ueberlieferung [9]) und man wird, wie F. de Gingins nachgewiesen hat [10]), jenen königlichen Antheil bedeutend reduciren müssen. Nach de Gingins ist der Ursprung des Klosters wahrscheinlich in der Zelle eines Eremiten, Sigonius, bei Saint-Loup unweit La Sarraz zu suchen. Diese Einsiedelei, Balmetta genannt, hatte schon zu Ende des V. Jahrhunderts bestanden und war dann um die Mitte des folgenden durch den burgundischen König Guntram vergrössert und mit Ländereien ausgestattet worden [11]). Um das Jahr 646 erfolgte eine weitere Dotation durch den burgundischen Patrizier

---

[1]) Vgl. ihre Biographie bei Pertz, Mon. Scr. IV. pag. 633 u. f. Der Autor derselben ist der berühmte Abt Odilo von Cluny.

[2]) Mabillon, Acta Sanctorum O. S. B. VI, I. p. 651 und Hidber, Schweizerisches Urkundenregister I. No. 1181.

[3]) Mémoires et documents de la société d'histoire et d'archéologie de Genève Vol. VI, I. p. 100 u. f.

[4]) Elogium S. Odilonis abbatis ap. Mabillon a. a. O. p. 651.

[5]) v. Mülinen, Helvetia Sacra Bd. I p. 132, Mabillon a. a. O. p. 687.

[6]) R. Blanchet, Lausanne dès les temps anciens. Lausanne 1863, p. 105 u. f.

[7]) Wir beschränken uns auf diese gedrängten Notizen, da die Geschichte von Romainmotier von F. de Charrière in einer völlig erschöpfenden Weise dargestellt ist. Ueber Payerne und Grandson fliessen die Nachrichten viel spärlicher. Cf. Rescherches sur le convent de Romainmotier et ses possessions im Bd. III der Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse romande. Ferner ebendaselbst p. 417 u. f. das Cartularium von Romainmotier.

[8]) De Charrière p. 7 und de Gingins p. 810 u. f.

[9]) Es stützt sich diese Tradition auf eine Urkunde Gregors V. (986—999), worin er den Abt Odilo von Cluny an diesen Ursprung erinnert cf. Cartular p. 425.

[10]) Mémoires et documents de la Suisse romande III., 2 p. I. u. f.

[11]) Cf. Cartulaire du chapitre de Notre-Dame de Lausanne, redigé par le prévot Conon d'Estavayer im VI. Bd. der Mémoires et documents de la Suisse romande pag. 30 und Pertz mon. scr. III. p. 150.

Gramnelenus oder Ramelenus und dessen Gemahlin Ermendrudis; die bisherige Zelle ward zum Kloster erhoben und, weil ohne Zweifel die bisherige Lage zu eng und zu unbequem erfunden wurde, flussaufwärts an den obern Lauf des Nozon verlegt. Der Ort, wo sich das Kloster erhob, wird in dem Cartular von Lausanne Locus Balmensis genannt [1]), indessen gibt der Zusatz in saltu jurensi super novisonum fluviolum, wohin die Vita Columbani diese Stiftung der Gramnelenus verlegt [2]), wohl deutlich zu erkennen, dass hierunter die Stelle des jetzigen Klosters gemeint sei. Der Umstand endlich, dass diese Stiftung in die Epoche Chlodwigs II. fällt, erklärt es, dass die späteren Berichterstatter sich bemüht haben, dieselbe durch königlichen Ursprung zu verherrlichen; denn gewiss ist unter jenem Flodoväus oder Chlodoväus Niemand anders zu verstehen als Chlodwig II., der von 633 — 656 über Burgund regierte, dessen Antheil aber sich ebenso wahrscheinlich auf die königliche Bestätigung des Stiftungsactes beschränkte [3]). Bis zum VIII. Jahrhundert schweigen die Nachrichten über das Kloster, dessen Mönche die Regel des heil. Columban befolgten [4]). Da, im Jahre 753, kam ein Ereigniss hinzu, das ebenso epochemachend für die Geschichte des Abendlandes, wie bedingend und kräftigend für die Existenz dieses einsamen Thalklosters geworden ist; es war jene welthistorische Reise, welche einen hülfeflehenden Papst, Stephan II., zu Pipin dem Kleinen führte. Dieser unterstützte ihn siegreich gegen die Longobarden und eroberte sich dadurch die Weihe als König und als Ahnherr der karolingischen Weltmonarchie. Der Papst, der über den grossen S. Bernhard gekommen war, hielt sich erst in S. Maurice auf und liess sich dann am Fusse des Jura von den Mönchen zu Romainmotier bewirthen. In dankbarer Anerkennung für diese Aufnahme weihete er das Kloster zu Ehren der beiden Apostelfürsten; er befahl, dass es forthin das römische Kloster, Monasterium Romanum, genannt werden sollte und stellte dasselbe unmittelbar unter den Schutz des apostolischen Stuhles [5]). Aber gegen die Stürme, welche bald darauf über ganz Europa hereinbrachen, erwies sich dieser Schutz als fruchtlos. Ohne Zweifel waren es schwere Tage, welche das Kloster zu bestehen hatte. Der Mangel an Nachrichten scheint diess zu bestätigen und noch mehr spricht dafür die tiefe Abhängigkeit, in welcher sich die Mönche von Romainmotier zu Ende des IX. Jahrhunderts befanden. Das erste Schriftstück, das im Jahre 888 wieder auftaucht, ist eine Urkunde, durch welche Rudolf I. von Kleinburgund seine Schwester Adelheid mit dem Kloster Romainmotier beschenkt [6]). 41 Jahre später übergab Adelheid dasselbe dem Abte Odo von Cluny mit der ausdrück-

---

[1]) Pertz mon. scr. III. pag. 150. Damit ist nicht zu verwechseln die nahe Probstei von Baumes im Distrikte von Orbe, welche Ermendrudis erst nach dem Tode ihres Gemahls stiftete. De Gingins a. a. O. p. VIII.

[2]) Mémoires et documents pag. VII und p. 817.

[3]) Einer neuesten Berichtigung zufolge hätte Ramelen, Dux oder Patritius des transjuranischen Burgund unter König Ludwig II. vor oder nach 642 am Nozon ein Kloster zu bauen begonnen und Ermendrud dasselbe unter Chlotar III. 656 — 671 vollendet. Somit würde wohl dieser König unter dem Chlodoväus oder Flodoväus des Cartulars zu verstehen sein. Cf. Prof. Lütolf im Anzeiger für schweizerische Geschichte, herausgegeben von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, I. Jahrgang 1870 No. I S. 2.

[4]) Mémoires et documents p. 818.

[5]) Diese Nachricht beruht übrigens bloss auf einer Tradition; sie erscheint zum ersten Male in der schon genannten Bulle Papst Gregors an Odilo von Cluny. Mémoires et documents Bd. III p. 425 und 821. — Aus der Vita S. Wandregisili ergibt sich, dass schon Ramelen der Abtei den Namen Romanum Monasterium beilegt und dass man sie aber auch, wegen der schon bestandenen Balmetta bei S. Loup, Monasterium Balmense genannt hat. Lütolf a. a. O.

[6]) Hidber, Schweiz. Urkundenregister Bd. I No. 821. Mémoires et documents III., 2. p. 577.

lichen Bedingung, dass er das Kloster reformire und daselbst die ursprünglichen Sitten und Zustände wieder einführe [1]). Von nun an beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Klosters, dessen Blüthe unverändert bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts fortdauerte.

Auch in Payerne bestand schon früher ein kleines Gotteshaus, welches Bischof Marius von Lausanne gestiftet haben sollte [2]). Königin Bertha soll dasselbe vergrössert und zu einer klösterlichen Stiftung erhoben haben. Einen bestimmten Beleg über diesen Act gibt es nicht, da ein ächter Stiftungsbrief nicht vorhanden ist [3]) und ebenso eine zweite Urkunde v. J. 962, die Bestätigung König Conrads, nicht ganz zuverlässig erscheint [4]). Bei dem Tode Berthas wird dann zum ersten Male des Klosters gedacht; die Kaiserin Adelheid liess daselbst ihre Mutter begraben [5]). Es scheint aber dass die dortigen Bauten damals noch nicht weit gediehen waren, denn in einer Urkunde vom Jahre 1049 wird die Kaiserin Adelheid gleich ihrer Mutter Bertha als Stifterin [6]), ja in einer zweiten Urkunde vom Jahre 1055 geradezu als die Erbauerin [7]) des Klosters erwähnt. Ohne Zweifel, so wird man urtheilen, dass hierunter jene Kirche verstanden ist, wie sie noch heute besteht und deren Erbauung sonst ja allgemein der Königin Bertha zugeschrieben wird. Doch hievon später! Für einstweilen genügt es, wenn uns die Geschichte diejenigen Pfade eröffnet hat, auf denen die Cultur in diese Gegenden gelangt war. Die langjährige politische Verbindung gerade dieser Gegenden mit den jenseits des Jura gelegenen Gebieten, die kirchlichen Filiationen, welche Genf mit Vienne und das Bisthum von Lausanne mit der Erzdiöcese von Lyon und später mit Besançon verbanden, die Beziehungen von Grandson zu La Chaise-Dieu in der Basse-Auvergne, die Besitzungen von Romainmotier und Payerne in dem französischen Burgund, endlich ihre Beziehungen mit dem Hauptkloster von Cluny, dessen straffe Centralgewalt alle, auch die kleinsten Verhältnisse seiner Filialen bestimmte, das Alles weiset auf einen lebendigen und unausgesetzten Verkehr mit Frankreich hin, wo auch wahrscheinlich der Mittelpunkt dieser schweizerischen Bauschule zu finden sein wird.

In Frankreich hatte sich früh ein auffallender Unterschied zwischen der nördlichen und der südlichen Hälfte des Landes herausgebildet [8]). Dort im Norden Frankreichs war die römische Cultur nicht so tief eingedrungen; seit der Völkerwanderung hatte ein starkes germanisches Element seinen Einfluss behauptet, die Kämpfe mit den einheimischen celtischen Stämmen und den räuberischen Normannen, endlich die Thronstreitigkeiten der Karolinger, das Alles trug vielfach zur Verwilderung der Zustände bei, ein rauher und kriegerischer Geist hatte allmälig die Oberhand gewonnen. An den süd-

---

[1]) Cf. die Urkunde im Cartular von Romainmotier a. a. O. S. 420 u. f.

[2]) Cf. Cartular von Lausanne, Mémoires et documents de la Suisse romande Vol. VI p. 30 u. f.

[3]) Cf. Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde 1858 S. 49 u. f.

[4]) Hidber No. 1063 mit der Bemerkung »zweifelhaft«.

[5]) Odillonis Vita S. Adelheidis ap. Pertz, mon. scr. IV. p. 641. Auch später, noch ein Jahr vor ihrem Tode, weilte Adelheid bei dem Grabe Berthas in dem Kloster von Peterlingen. A. a. O. p. 642 (25). Im Jahre 1818 glaubte man unter dem Gewölbe des S. Michaelsthurmes an der Westseite der Klosterkirche die Gebeine der Königin Bertha entdeckt zu haben; sie wurden mit Pomp in die Pfarrkirche hinübergetragen und mit einem schwarzen Marmorsteine bedeckt, dessen etwas ungläubige Inschrift dieses Vorfalls gedenkt. (Vuillemin, der Kanton Waadt II., 2. p. 159.)

[6]) Hidber I. No. 1347.

[7]) Hidber I. No. 1378. Vgl. auch Anzeiger a. a. O. S. 53.

[8]) Ich wiederhole die treffliche Charakteristik bei Schnaase, Gesch. der bild. Künste Bd. IV, 2. Abthlg., S. 242 u. f.

lichen Küsten hingegen hatten griechische Pflanzstädte schon vor der römischen Eroberung Civilisation verbreitet und nach derselben dem strengen römischen Geiste eine weichere, auf feineren Lebensgenuss gerichtete Färbung gegeben. Hier gab es wirkliche Romanen, römische Sitten und eine südliche Natur. Auch nach der Völkerwanderung war diese Cultur nicht völlig untergegangen. Die ersten germanischen Eroberer, die Westgothen, wurden vielmehr von derselben überwältigt und verweichlicht, die fränkischen Eroberer hatten keinen festen Fuss gefasst und mit den Arabern waren, nachdem ihr erster Einfall glücklich zurückgeschlagen worden war, nur auf den Grenzen Kämpfe zu bestehen. So ist denn auch in der Kunst ein längeres Fortleben antiker Einflüsse zu beobachten. Während man im Norden über den steten Kämpfen des IX. und X. Jahrhunderts ein fortwährendes Sinken der bildenden Künste beobachtet, während barbarische Elemente immer mehr die Oberhand gewannen, kannte man im Süden den Werth der römischen Technik nur zu gut. Jahrhunderte lang lässt sich hier die Anwendung des bekannten netzförmigen Mauerwerkes, des opus reticulatum, verfolgen und auf die Tüchtigkeit ihrer einheimischen Werkmeister thaten sich die Provençalen schon frühe Vieles zu gute: »Quod nullus veniens Romana gente fabricavit, hoc vir barbarica prole peregit opus« bemerkte einmal Venantius Fortunatus [1]).

In dem nördlichen Frankreich geht die Architektur genau denselben Weg wie in Deutschland; sie beginnt mit höchst einfachen Formen und mit geraden Decken, wendet sich dann dem Kreuzgewölbe zu und sucht im Einklange mit diesem den ganzen Bau organisch zu gestalten. In den südfranzösischen Bauten begegnen wir von Anfang an einem engeren Anschlusse an die antiken Combinationen; in den grossen Typen herrscht zwar die Basilikenform vor, allein sie unterscheidet sich von den gleichzeitigen Bauten des Nordens durch die vorherrschende Anwendung des Tonnengewölbes, das höchst wahrscheinlich ebenfalls römischen Vorbildern nachgeahmt wurde. Bei der Verbindung von Haupt- und Seitenschiffen kommt dann die weitere Eigenthümlichkeit hinzu, dass sich die Seitenschiffe mit halben, anstrebenden Tonnengewölben an das Mittelschiff anschliessen. Es geht dadurch der Raum für eine selbständige Beleuchtung des Mittelschiffes verloren, so dass dasselbe nur durch die Fenster des Chores oder die der Vierungskuppel erhellt wird. Diese Dunkelheit des Innern, die an den antiken Tempel erinnert, aber auch in der Vorliebe des Südländers für kühle, schattige Räume eine Erklärung findet, ist eine gemeinsame Eigenthümlichkeit dieser Bauten. Schon früh kommt in diesen Gewölben der Spitzbogen vor, jedoch in einer andern Form als im gothischen Styl; er ist weiter, gedrückter, seine Anwendung ist mehr eine zufällige, ohne die Consequenzen, welche der Spitzbogen in der Gothik mit sich brachte. Uebrigens hat ein spitzbogiges Tonnengewölbe auch ausserdem noch den Vortheil eines geringeren Seitendruckes und grösserer Höhe als das halbkreisförmige; denn je steiler und höher ein Gewölbe, desto geringer ist der Seitenschub, den dasselbe auf den stützenden Unterbau ausübt. Auch in der ornamentalen Ausstattung dieser Bauten herrscht entschieden der antike Einfluss vor. Das Würfelkapitäl kommt fast gar nicht vor; desto häufiger sind dagegen Nachahmungen der korinthischen Ordnung, die oft mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt sind, dass man sie für Arbeiten der römischen Epoche oder der entwickelten Renaissance halten möchte. Die Heimath dieses Styles sind die Languedoc und zwar westlich bis Toulouse, die Provence und die Dauphinée, sein Hauptsitz aber das Rhonethal und zwar bis zur Diöcese von Lyon, während westlich sein Einfluss in den tonnengewölbten Kirchen der Auvergne und nördlich bis Nevers

---

[1]) Springer, de artificibus monachis et laicis medii ævi. pag. 6.

und bis in die Bourgogne hinein nachzuweisen ist [1]). Mit dieser ausgedehnten Bauschule steht nun unsere schweizerische Kirchengruppe in nächstem Zusammenhange; wir beginnen daher sofort die Beschreibung der drei Kirchen.

I. Romainmotier.

Zwei Stunden hinter Orbe, wo der Nozon durch einen engen und fruchtbaren Thalkessel fliesst, liegt die alte Abtei Romainmotier. Mitten im Flecken, dessen Häuser sich malerisch zwischen üppigen Baumgruppen verstecken, ragt die Klosterkirche mit ihrem mächtigen Thurmbau hervor. Die Klostergebäude und der Kreuzgang sind nach der Aufhebung des Stiftes durch die Berner, wohl bald nach dem Jahre 1536, abgetragen worden [2]). Nur ein paar Oekonomiegebäude, das sog. Schloss (der ehemalige Sitz der Landvögte), Fragmente der früheren Ringmauer und ein Thorthurm sind von den Um- und Anbauten des Klosters erhalten geblieben. Dazwischen stellt die Kirche ein wohl erhaltenes Ganzes dar, das schon von Ferne durch seine alterthümliche Erscheinung die Blicke fesselt.

Mit Ausnahme des frühgothischen Chores und einer wohl ebenfalls im XIII. Jahrhundert erbauten Portalhalle sind zwei Hauptbestandtheile zu unterscheiden: die Kirche selbst und eine lange zweigeschossige Vorhalle oder Vorkirche, die beinahe gleich breit und etwas höher als die anstossende Kirche, deren westliche Fortsetzung bildet.

Die Kirche (Taf. III) ist eine dreischiffige Basilika mit stark vortretendem Querhause. Nach Osten öffnen sich die Kreuzflügel und die dazwischen befindliche Vierung gegen drei quadratische Vorräume oder Altarhäuser, die ehedem mit einer entsprechenden Zahl von halbrunden Apsiden geschlossen sein mochten. Zunächst scheint es, dass schon im XIII. Jahrhundert die ehemalige Hauptapsis, das mittlere Chorrund, durch einen langgestreckten, horizontal geschlossenen Chor verdrängt wurde. Sodann mag entweder gleichzeitig oder bald nachher ein ähnlicher Umbau der südlichen Seitenapsis stattgefunden haben; die Apsis oder die Schlusswand wurde durchbrochen und nun eine Kapelle bis zur Flucht der neuen Chorfronte vorgeschoben. Endlich, im XV. Jahrhundert etwa, dürfte eine gleiche Verlängerung des nördlichen Seitenraumes die jetzige Gestalt des Chores vollendet haben. — Die Dimensionen der Kirche sind stattlich: die Länge von der Chorwand bis zur Vorhalle beträgt circa M. 41,40 im Lichten, die Ausdehnung der Querschiffe von Norden nach Süden M. 23,60; das Langhaus oder das Schiff hat von der Vierung des Querschiffes bis zur westlichen Schlusswand eine Länge von M. 20., die Breite im Lichten beträgt durchschnittlich M. 14,30, wovon M. 5,50 auf das Mittelschiff und je M. 3 auf die Abseiten kommen. Die Trennung der Schiffe geschieht durch drei Paare von Rundpfeilern, die in Abständen von circa M. 3,50 durch volle Halbkreisbögen verbunden sind (Taf. IV). Die Stützen sind plumpe, ungeschlachte Kolosse, deren Höhe sammt der Deckplatte kaum dreimal den Durchmesser des unmerklich verjüngten Schaftes erreicht. Diese Pfeiler sind aus

---

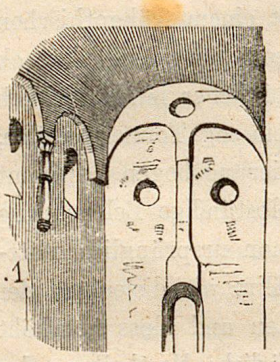
[1]) Vgl. dazu Archives de la commission des monuments historiques de la France. Livr. 7 à 9. Tournus. pag. 7.

[2]) De Charrière a. a. O. S. 314. Cf. die Abbildung in Merian's Topographia Helvetiæ, wo die alte Befestigung noch wohlerhalten dargestellt ist.

Bruchsteinen gemauert, Basen fehlen und statt ihrer sind es gewaltige, kaum rechtwinkelig zugehauene Felsblöcke, auf denen der Schaft dann meistens so liederlich emporgeführt ist, dass er auf der einen Seite unmittelbar an die Kante des Postamentes anstösst, während dasselbe gegenüber fussbreit vorspringt. Die Stelle des Kapitäles vertritt eine Deckplatte, die aber nur vorwärts und rückwärts, unter der Leibung der darauf ruhenden Bögen, mit einem Profile vorspringt, seitwärts hingegen glatt und schmucklos in die Rundung des Pfeilers ausläuft. Um dem Auge nun einigermassen diesen Conflict zu verhüllen, sind vier dreieckige Glieder derart in den obern Theil des Pfeilers eingekerbt worden, dass sie, aufrechtstehenden Blättern vergleichbar, die Ecken der Gesimsplatte aufnehmen. Die darüber befindlichen Rundbögen, die sog. Archivolten, sind im Mittelschiffe rechtwinkelig profilirt, rückwärts aber gegen die Seitenschiffe glatt und kahl geblieben. Die Seitenschiffe sind in ihrer ganzen Länge mit einem flachen Tonnengewölbe von circa M. 6,66 Scheitelhöhe bedeckt. Von beiden Seiten her schneiden sog. Stichkappen in das Gewölbe ein, auf der einen Seite heben sie unmittelbar über den Archivolten an, gegenüber, längs der Umfassungsmauern, werden sie von schwach vortretenden Wandstreifen (Pilastern) getragen. Die Rundbogenfester, womit die M. 1,15 starken Umfassungsmauern in einer Höhe von circa M. 4 über dem Fussboden durchbrochen werden, sind klein und schmal und ihr Profil besteht aus zwei einfachen Schrägen oder Schmiegen, die in der Mitte auf einem platten Bande zusammentreffen. Leider sind von dem ursprünglichen Hochbau des Mittelschiffes nur die Aussenmauern mit ihrem romanischen Blendschmucke verschont geblieben. Die gegenwärtige Bedachung des Inneren mit einem frühgothischen Rippengewölbe rührt wahrscheinlich aus dem XIII. Jahrhundert her, und es bleibt somit unentschieden, ob man sich Anfangs mit einer flachen Holzdecke begnügt habe oder, was wahrscheinlicher ist, dass auch das Mittelschiff gleich den Abseiten mit einem halbcylindrischen Gewölbe, mit einem sog. Tonnengewölbe, bedeckt war, dessen Form und Höhe denn annähernd durch den westlichen Vierungsbogen bestimmt würde. Endlich wird man auch diejenige Antwort schuldig bleiben, ob eine selbständige Beleuchtung des Mittelschiffes durch eigens dazu an den Oberwänden angebrachte Fenster schon ursprünglich stattgefunden habe. Die jetzigen Fenster sind hier ebenso schmal und ähnlich profilirt wie diejenigen der Seitenschiffe. Man könnte somit annehmen, es seien die alten Fenster beibehalten und bloss überhöht und spitzbogig geschlossen worden. Allein dagegen spricht zunächst die sehr spärliche Vertheilung der der Fenster. Hätten die Obermauern des Mittelschiffes bloss die verhältnissmässig geringe Last einer flachen Holzdecke getragen, so würde man dieselben sicherlich, und zwar ohne Gefahr, mit einer grösseren Anzahl von Lichtöffnungen durchbrochen haben, als diess thatsächlich geschehen ist. War aber das Mittelschiff mit einem Tonnengewölbe bedeckt, so musste ein solches schon in der Höhe der Fensterbrüstung beginnen, die Fenster selbst hätten unschön in die Wölbung eingeschnitten und sie wären, da überdiess die ursprüngliche Bedachung der Seitenschiffe bedeutend höher lag als jetzt, ganz unverhältnissmässig klein, fast winzig geworden. Endlich liefert auch die Schmalheit der jetzigen Fenster nicht den mindesten Beweis für die nachträgliche Benutzung ursprünglich vorhandener Lichtöffnungen; sie zeigt nur, dass man sich bemühte, die später eingebrochenen Fenster mit der schon vorhandenen Gliederung des Aeusseren in Einklang zu bringen. Es scheint somit, und diess bestätigt auch die Kahlheit des Inneren, dass hier die Wände des Mittelschiffes ohne weitere Gliederung oder Durchbrechung unmittelbar zum Tonnengewölbe zusammenschlossen (Taf. VI).

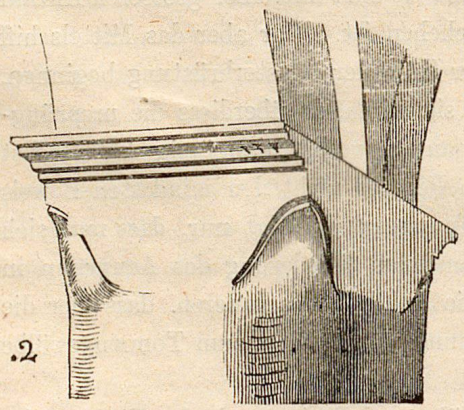
Gegen Osten öffnet sich das Mittelschiff mit seiner ganzen Höhe und Breite nach der Vierung des Querhauses (Taf. V). Im Grundrisse stellt dieselbe ein trapezförmig verschobenes Rechteck dar, dessen

grössere Ausdehnung in der Breitenachse des Gebäudes liegt. Von den beiden Stützenpaaren, welche die Vierung begrenzen, sind die zwei östlichen Pfeiler auf allen Seiten mit rechteckigen Vorlagen versehen, die unmittelbar vom Fussboden aufsteigend die Bögen aufnehmen, während die Vorlagen der beiden westlichen Pfeiler zum Theil erst in beträchtlicher Höhe consolartig anheben. Die vier Hauptbogen, welche oberhalb der Vorlagen die Pfeiler mit einander verbinden, sind rechteckig profilirt, aber ungleich hoch, theils voll und halbkreisförmig, theils korbartig gedrückt, so dass z. B. die Differenz zwischen der Scheitelhöhe des östlichen und des westlichen Vierungsbogens nahezu M. 1 beträgt. Unmittelbar darüber wölbt sich die Vierungskuppel bis zu einer Höhe von 15,30 ein. Vier Zwickel (Pendentifs), die nischenförmig über die Ecken vorkragen, vermitteln den Uebergang zwischen dem Quadrate der Tragebögen und dem Kreisrund des halbkugeligen Gewölbes. Darüber steigt nach Aussen der niedrige Thurmbau empor, auf allen vier Seiten von gekuppelten Rundbogenfensterchen durchbrochen und mit einem flachen Zeltdache bedeckt, das sich dann plötzlich zur hohen, nadelschlanken Pyramide entwickelt. Die unregelmässige Anlage der Vierung bedingt denn auch die schiefe Stellung der beiden Querschifflügel. Sie sind mit Tonnengewölben bedeckt, welche in der Höhe gewissermassen die Fortsetzung der anstossenden Vierungsbögen bilden und längs der Ost- und Westseite der Querschiffe von je zwei kräftig vorspringenden Wandbögen getragen werden. Diese Bögen, bald breiter, bald schmäler, bald rund, bald flach, werden paarweise von einer mittleren Halbsäule getragen, welche gleichsam schwebend hoch oben an der Umfassungsmauer vorspringt. Eine ähnliche Gliederung wiederholt sich an der nördlichen Schlusswand des Querschiffes (Fig. 1). An den beschriebenen Langseiten umschliesst jeder Wandbogen ein ziemlich breites Fenster; darunter öffnen sich zunächst der Vierung die Durchgänge zu den Seitenchören. Sie sind mit dem dazwischen befindlichen Altarhause durch je zwei offene Archivolten verbunden. Diese beiden Archivolten oder Rundbögen ruhen auf einem gemeinsamen Pfeiler, dem sich auf der Ost- und Westseite eine Halbsäule mit korinthischem Kapitäle anschliesst. Darüber endlich, wo das Altarhaus mit einem M. 12 hohen Tonnengewölbe bedeckt ist, herrscht wieder die im Querschiffe beschriebene Wandgliederung vermittelst zweier von einer gemeinsamen Halbsäule getragenen Flachbögen.



.1

Hier in den östlichen Theilen des Gebäudes wie im Schiffe ist der Detailschmuck mit einer bis ans Aermliche grenzenden Dürftigkeit angewendet. Die Deckplatten auf den Rundpfeilern des Mittelschiffes bestehen aus einer einfachen Hohlkehle zwischen zwei rechtwinkeligen Profilen; nur einmal hat es die schwerfällige Hand versucht, die glatte Kehle durch ein paar keilförmige Einschnitte zu beleben (Fig. 2). Ebenso schmucklos sind die Gesimse der Vierungspfeiler; ihr Profil ist das bereits beschriebene; zuweilen tritt die einfache Schräge, die sog. Schmiege, an die Stelle der Hohlkehle, oder es kommt wohl vor, dass dieselbe mit eingekerbten Zickzacklinien und die Deckplatte mit einem Zahnschnitte geschmückt sind; ein einziges Mal ist endlich das ganze Gesimse schachbrettartig behandelt [1]). Erst im Querschiff und im Altarhause zeigt



.2

[1]) Cf. Blavignac. Atlas T. XI. Fig. 1—4.

sich an den Kapitälen zweier hochschwebender Wandsäulen eine, wenn auch völlig kindliche und ungeschickte Nachahmung korinthischer Formen; es sind trapezförmige Klötze mit Voluten und Blättern umkleidet, mitunter fehlt sogar die Deckplatte [1]). Die Säulen sind stark gebaucht, zuweilen durch einen sog. Schaftring zusammengeschnürt. An die Stelle der Console tritt unten ein wunderliches Conglomerat von Ringen und rechteckigen Gliedern, die sich abwärts trichterförmig verjüngen. Neben der Rohheit aller dieser Ornamente überrascht dagegen die geschickte Behandlung jener Halbsäulen, welche die beiden Arkadenpfeiler zu Seiten des Altarhauses flankiren; die leider arg zerstörten Kapitäle gehören der korinthischen Ordnung an und zeigen eine so feine Behandlung des Blattwerkes, dass der Vergleich mit leidlichen Arbeiten aus römischer Zeit in der That sehr nahe liegt. Im Thurme endlich, wo jede Seite zwei Paare gekuppelter Rundbogenfenster enthält, sind die stützenden Säulchen alle von verschiedener Form und Grösse, bald rund und stark gebaucht, bald polygon entbehren sie sammt und sonders der Basen und zuweilen auch der Kapitäle; an die Stelle der letzteren tritt ein Kämpfer, der vorwärts und rückwärts mit kräftiger Ausladung unmittelbar in die Mauer übergeht. Nur einmal kommt hier eine plastische Verzierung vor, es ist eine Traubenranke, welche die beiden Schmalseiten eines Kämpfers schmückt [2]).

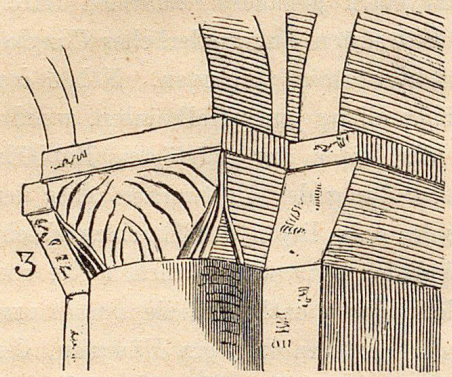
Der westlichen Schmalseite der Kirche schliesst sich die schon erwähnte Vorhalle oder Vorderkirche an. Sie liegt bedeutend höher als die Kirche, so dass man von hier auf acht Stufen in die Vorhalle emporsteigen muss. Diese, dreischiffig und zweigeschossig, bildet beinahe ein Quadrat, von Süden nach Norden M. 10,40 breit, von Osten nach Westen M. 10,80 lang. Beide Stockwerke sind verbaut und werden seit Langem zu profanen Zwecken benutzt. Zu ebener Erde ist nur das Mittelschiff offen geblieben, welches gegenwärtig den Zugang zu der Kirche bildet. Die Pfeilerarcaden zu beiden Seiten sind vermauert. Die Eintheilung ist in beiden Stockwerken dieselbe; hier wie dort sind die drei Schiffe beinahe gleich breit und mit Kreuzgewölben bedeckt, welche im Erdgeschosse in allen drei Gängen eine Scheitelhöhe von zirka M. 5,50 erreichen, im oberen Stockwerke M. 5 hoch sind. Alles ist unregelmässig, einfach, bäurisch, das Technische mit einer bis ans Rohe grenzenden Unbehülflichkeit durchgeführt. Wie im oberen Stocke, so sind auch im Erdgeschosse die Stützen verschieden. Hier sind es drei Paare von viereckigen Pfeilern, denen an den Schmalseiten und an der Langwand schwach vortretende Pilaster entsprechen. Sämmtliche Pfeiler und Pilaster entbehren der Basen. Zur Rechten des Mittelschiffes sind die Pfeiler auf allen vier Seiten von rechteckigen Vorlagen begleitet und mit Gesimsen abgedeckt, die sich aus einer steilen Schräge und der darauf ruhenden Deckplatte zusammensetzen; anders dagegen die Pfeiler zur Linken: vorwärts und rückwärts, im Sinne der Längenachse, sind sie von Halbsäulen flankirt, während rechteckige Vorlagen an der Nord- und Südseite die Quergurten aufnehmen. Sämmtliche Pfeiler sind sowohl unter sich als mit den entsprechenden Wandpilastern durch Rundbögen verbunden: der Länge nach durch die sog. Archivolten, im Sinne der Breitenachse durch die Quergurten. Es zerfällt auf diese Weise jeder der drei Gänge in vier annähernd quadratische Joche, deren jedes mit einem Kreuzgewölbe bedeckt ist. Auf einer modernen Treppe steigt man von der südöstlichen Ecke des Erdgeschosses in das obere Stockwerk empor. Die Eintheilung ist dieselbe wie im Erdgeschosse; verschieden sind hier nur die Stützen: die vier östlichen Pfeiler sind rund, die

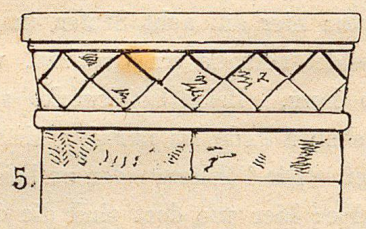
---

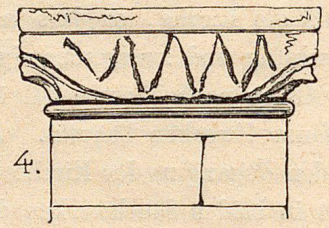
[1]) Blavignac a. a. O. Fig. 7, 8, 9.

[2]) Blavignac a. a. O. Fig. 5 und 6.

beiden westlichen quadratisch. Nach Osten öffnet sich das Mittelschiff gegen eine kleine halbrunde Apsis, welche ehedem erkerartig und mit einem Fensterchen versehen gegen die anstossende Kirche vorsprang, vor wenigen Jahren aber durchbrochen worden ist und gegenwärtig den Eingang zur Orgelbühne bildet. — Im Erdgeschosse sind die Pfeiler zur Rechten des Mittelschiffes unverziert geblieben, nur die Halbsäulen zur Linken und einige Pilastergesimse an der nördlichen Umfassungsmauer sind mit Ornamenten versehen, die aber bloss mit ein paar rohen Strichen in die Schräge eingeschürft worden sind (Fig. 3). Manigfaltiger, wenn auch in ebenso primitiver und unbehülflicher Weise, sind die Gesimse und Kapitäle im oberen Stockwerke behandelt (Fig. 4—8). Die Rundpfeiler sind mit viereckigen Klötzen bedeckt, die sich ähnlich wie die Pfeilerkapitäle im Schiffe vermittelst dreieckiger Flächen nach unten zu abkanten, dazwischen sind die glatten Seitenwände mit Linieamenten so regellos geschmückt, dass man diese Gebilde am ehesten mit blinden Axthieben vergleichen möchte. Es scheint, als ob man ein für alle Male auf jede Absicht, auf jedes Streben nach symmetrischer Linienführung verzichtet hätte. Bald sind es blosse Einschnitte, die sich planlos über die Fläche verbreiten, bald flache Curven oder schräge Linien, die sich bloss durch ihre parallele Lage einigermassen gruppiren; dazwischen füllt wohl ein Kreisrund oder ein Stern die Mitte. Etwas strenger sind die Gesimse der viereckigen Pfeiler und der Pilaster behandelt; man erkennt wenigstens ein Streben nach Gliederung, eine schwache Erinnerung an die Bestandtheile der attischen Basis, die sich aber in steiler ausdrucksloser Häufung aufthürmen (Fig. 9—12); zuweilen auch ist eine glatte Schräge mit Rauten (Fig. 5), ein anderes Mal mit einer Art von Arcaden (Fig. 6) geschmückt, zwischen denen wohl auch ein paar Bäume u. dgl. angedeutet sind [1]).







Die Frage, ob in der Kirche oder in der Vorhalle der älteste Theil des Gebäudes zu erkennen sei, wird einstweilen wohl unbeantwortet bleiben müssen, da das Aeussere so gründlich verputzt und zum Theil durch später angefügte Strebpfeiler derart maskirt ist, dass eine Untersuchung des Mauerwerkes, worauf es dabei wesentlich ankäme, geradezu unmöglich ist [2]). Inwendig zeigt die Ornamentik beider Theile eine so unverkennbare Verwandtschaft, dass die Vermuthung nahe liegt, es möchte wenigstens

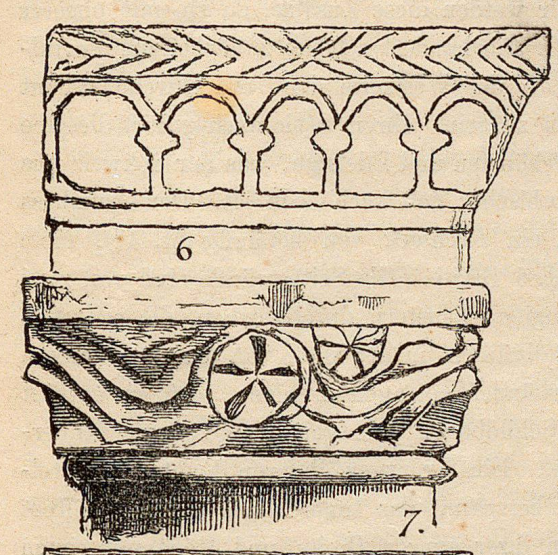
---

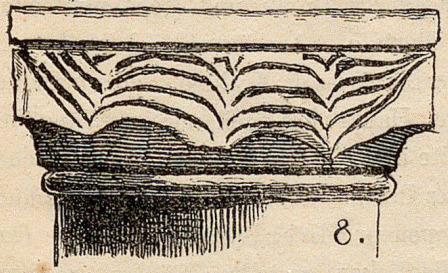
[1]) Andere Proben solcher Ornamente bei Blavignac a. a. O. T. XI Fig. 10 — 12. T. XII Fig. 1 — 4. Dubois de Montpéreux spricht in seinen Notizen über Romainmotier die Vermuthung aus, es möchte unter dieser Vorhalle eine Krypta zu suchen sein. Er schliesst diess aus einer Thüre, die ehedem, bis zum Bogen vom Schutte bedeckt, an der südlichen Aussenseite der Vorhalle sichtbar war.

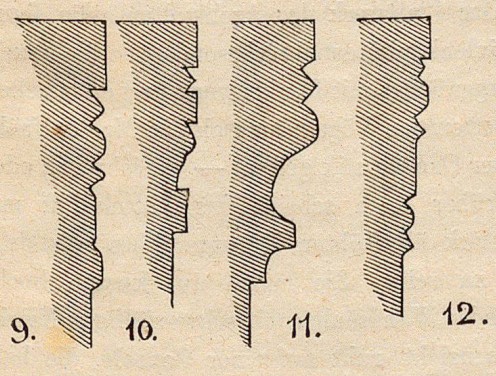
[2]) Lübke im deutschen Kunstblatt von 1854 No. 24, S. 213, hält die Vorhalle, wohl mit Rücksicht auf ihre ornamentale Ausstattung, für den jüngeren Theil des Gebäudes und setzt ihre Entstehung in die Mitte des XI. Jahrhunderts.

kein allzulanger Zeitraum zwischen der Erbauung der Kirche und der Vorhalle verflossen sein. Nur die Wandgliederung am Aeusseren ist verschieden.

Vom oberen Stockwerk der beschriebenen Vorhalle führt eine Treppe zu dem Dachraume des rühgothischen Portalbaues, wo man noch deutlich die Façadengliederung der Ersteren erkennen kann. Unterhalb des Giebels herrscht ein glatter horizontaler Rundbogenfries, der seitwärts von den beiden Eckpilastern begrenzt wird. Die inneren Kanten dieser Pilaster sind von halber Höhe an mit Dreiviertelssäulen begleitet, deren Kapitäle sich mit dem Bogenfriese verbinden. Zwei ähnliche Halbsäulen, die ursprünglich wohl ebenfalls von Pilastern getragen wurden, theilen die dazwischen befindliche Wandfläche in drei Compartimente von gleicher Breite, deren mittleres dann zu ebener Erde den Eingang enthält. Die Formen sind äusserst einfach, die Kapitäle ebenso roh wie diejenigen im Inneren, breite Klötze, die mit kaum menschlich zu nennenden Fratzen verziert sind [1]). Ein schmuckloses Gesimse krönt unten die Pilaster und bezeichnet das Auflager der Halbsäulen, von denen die eine, neben dem Eckpilaster zur Linken, zum Theil aus einem antiken Säulenschafte gebildet wird [2]). Dieselbe Gliederung wiederholt sich an den beiden Langseiten, an der nördlichen ist sie noch ganz erhalten; jedes Compartiment enthält zwei kleine Rundbogenfenster, die den beiden Stockwerken entsprechend übereinander angebracht sind. Die östliche Schmalwand enthält zu beiden Seiten des Mittelschiffes ein schmales Rundbogenfenster, das von einer viereckigen Blende und zwei Rundbögen umfasst wird (vgl. die Ansicht der Nordseite auf Taf. I) [3]).







Noch einfacher ist die äussere Gliederung der Kirche. Hier sind es glatte Rundbögen, die sich unter dem Dache des Mittelschiffes paarweise mit den Pilastern verbinden. Die gleiche Anordnung herrscht an der Nord- und Südseite des Querschiffes, nur mit dem Unterschiede, dass hier die Pilaster gegen die Mitte zu höher ansteigen, so dass die dazwischen befindlichen Rundbögen der schrägen Linie des Dachgiebels folgen. Die Nord- und Westseite des

---

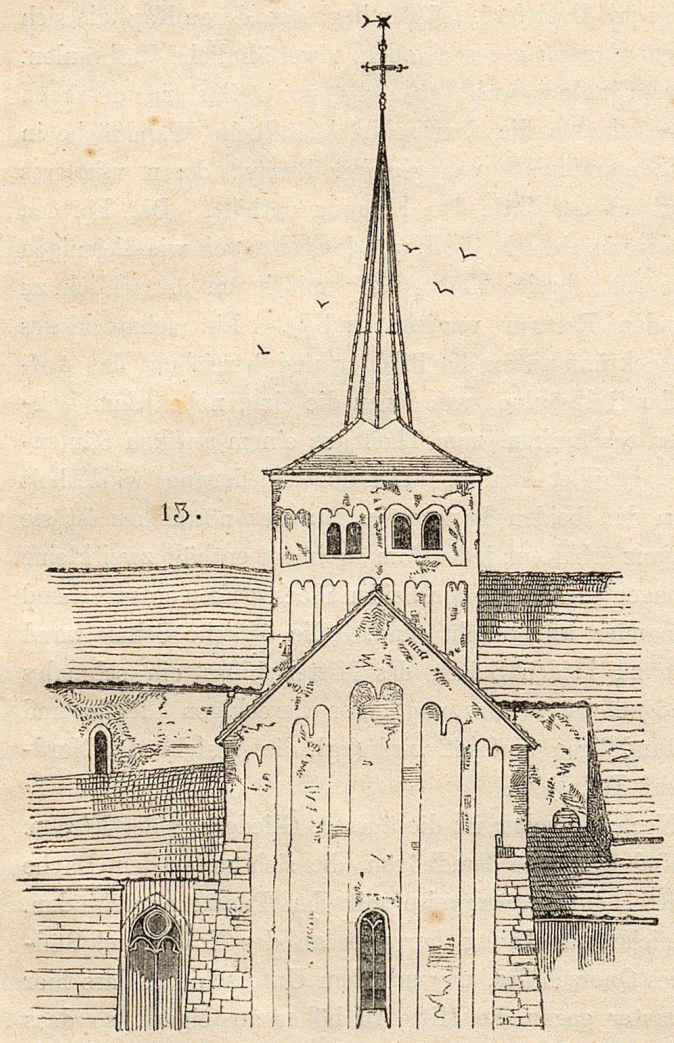
[1]) Abbildungen bei Blavignac. Altlas T. XII Fig. 5, 7, 8.

[2]) Man erkennt sehr deutlich die Entasis, den Anlauf und Ablauf.

[3]) Beide Ansichten nach Blavignac sind von Herrn Architekturmaler R. Holzhalb auf den Stein gezeichnet worden. Für diesen Freundschaftsdienst sei hier der beste Dank gesagt.

Querschiffes dagegen, sowie die Seitenschiffe sind mit einer Reihenfolge einfacher Rundbogenblenden auf schmalen Pilastern verziert. Am Thurme mag die Nordseite als das Muster einer wahrhaft barbarischen Wandgliederung gelten (Fig. 13).

Kirche und Vorhalle, wie sie in ihrer ursprünglichen Anlage beschrieben wurden, sind im Laufe des Mittelalters mehrfach verbaut und entstellt worden. Wir werden diese Zusätze, da sie mit unserer Aufgabe nichts gemein haben, nur kurz berühren. Im XIII. Jahrhundert scheint zunächst die Portalhalle an der Westseite der Vorderkirche erbaut worden zu sein. Ihrem Style nach gehört dieselbe zum Schönsten und Edelsten, was der Schweiz aus frühgothischer Zeit verblieben ist. Der Grundriss bildet ein Rechteck von beiläufig M. $4\frac{1}{2}$ Tiefe und M. 5 Breite. Die Seitenwände sind von zwei spitzbogigen Fenstern durchbrochen, die seitwärts von Halbsäulen, in der Mitte von einem schlanken Pfeilerbündel getragen werden; darüber enthält jeder Schildbogen eine glatte spitzbogige Mauerblende. Ein Kreuzgewölbe von M. 6,60 Scheitelhöhe überspannt das Innere. Die Westseite öffnet sich in ihrer ganzen Breite und Höhe mit einem spitzbogigen Portale. Am äusseren begleitet ein schmuckvoller Blattfries die Archivolte; den Scheitel schmückt das Haupt des Heilandes. Gegenüber an der Ostseite öffnet sich der Eingang zur Kirche, ein glänzendes Portal, dessen reich aus Hohlkehlen und Wulstrippen profilirter Spitzbogen von je drei schräg in die Ecken gestellten Säulen getragen wird. Das Blattwerk der Archivolten, die figurirten Säulenkapitäle und insbesondere der Schmuck des Thürgewändes mit Rankenwerk und dazwischen emporkletternden Vögeln mag als ein Muster frühgothischer Ornamentik gelten. — Gleichzeitig oder etwas früher noch scheint das Mittelschiff mit seinen stark überhöhten Kreuzgewölben versehen worden zu sein. Sie ruhen auf kurzen hochschwebenden Wandsäulen mit schwerfälligen Kelchkapitälen; der Schaft, der sich nach unten zu kräftig zusammenzieht, ruht auf einer Console, die bald mit Fratzen, bald mit Blattwerk, Weinranken u. dgl. verziert ist. Das Profil der Gewölberippen zeigt die für die frühere Gothik charakteristische Birnform; sowohl hier als namentlich an den Fensterwandungen hat sich durchgängig die alte Bemalung erhalten, meist sind es teppichartige Motive, darunter solche, wie sie schon in den altchristlichen Mosaiken Roms und Ravennas angewendet wurden. Der frühgothischen Epoche gehören endlich der viereckige Chor und die Verlängerung des südlichen Neben-



13.

chores an. Der erstere ist mit einem Kreuzgewölbe bedeckt, dessen Rippen dasselbe Profil zeigen wie diejenigen des Mittelschiffes. Vier hohe Wandsäulen mit figurirten Kapitälen tragen das Gewölbe. Die Schlusswand enthält ein hohes dreitheiliges Spitzbogenfenster, dessen Maasswerk mit seinen Rundstäben und den bald leeren, bald mit Vierpässen gefüllten Rosetten auf frühgothischen Ursprung hindeutet, während die glatt und kahl profilirten Pfosten für eine spätere Erneuerung zu sprechen scheinen [1]). Am Aeusseren treten zu beiden Seiten dieses Fensters zwei Strebpfeiler vor; auf der schrägen Abdachung derselben hat ein launiger Meister ein Hündchen ausgehauen, darüber kragt unter dem Giebel ein polygoner Erker vor, der, wie die zahlreichen Mauerfächer im Inneren beweisen, einst als Taubenschlag gedient hat. Vom Inneren des Hauptchores führt an der Südseite ein offener Rundbogen nach dem tiefer gelegenen Nebenchore; er ist der Länge nach mit zwei quadratischen Kreuzgewölben bedeckt, deren Rippen und Consolen wieder auf gleichzeitige Entstehung mit den Gewölben des Mittelschiffes schliessen lassen. Die entsprechenden Nebenräume längs der Nordseite des Chores sind leider meistens unzugänglich. Das Spitzbogenfenster an der östlichen Schlusswand zeigt die spätgothischen Formen des XV. Jahrhunderts, ebenso der heraldisch verzierte Schlussstein eines Kreuzgewölbes, dessen von Dubois de Montpéreux mitgetheiltes Wappen, ein rother Schrägbalken auf weissem Felde, näheren Aufschluss über die Stifter dieser Kapelle ertheilen dürfte [2]). An der Südseite der Kirche lag ehemals der Kreuzgang, von dem jetzt nur noch die Schildbögen und einige Gewölbansätze an der Mauer des Nebenschiffes zu sehen sind. Die Consolen, welche dieselben stützen, zeigen mehrfach das Wappen des Priors Jean de Seyssel (1381 — 1432), das von schnurrigen Mönchsgestalten gehalten wird [3]).

II. Payerne (Peterlingen).

Jenseits der Hügelreihe, welche das östliche Ufer des Neuenburgersees begleitet, erstreckt sich ein schmaler, zum Kanton Waadt gehöriger Landstreifen. Dahinter bildet eine zweite Parallelkette die Grenze gegen den Kanton Freiburg hin. Dieses sonnige, fruchtbare Thalgelände, das zuweilen von der Broye überfluthet wird, war schon den Alten bekannt. Am nördlichen Ausgange, da wo die Broye

---

[1]) Sowohl Dubois de Montpéreux als F. de Charrière und de Gingins (p. 275 und 825) schreiben die Erbauung des Chores dem Prior Jean de Seyssel (1381 — 1432) zu. Es genügt aber der blosse Vergleich mit dem von Seyssel erbauten Kreuzgang, um das höhere Alter des Chores ausser allen Zweifel zu setzen. Dagegen wäre es sehr wohl möglich, dass unter diesem Priore die Erneuerung des Chorfensters stattgefunden hätte.

[2]) Dasselbe Wappen ist auch im Dachraum dieser Kapelle mehrfach an den Mauern gemalt. Im XV. Jahrhundert fanden theils im Kloster, theils in der Kirche wiederholt Stiftungen von Kapellen statt. Cf. de Charrière p. 277, 280 u. f. Bei einer solchen Stiftung v. J. 1453 durch Jaques de Dyvone (Gingins) wird ausdrücklich bemerkt, dass sie zur Verschönerung der Kirche dienen sollte. De Charrière p. 280.

[3]) Dasselbe Wappen erscheint an den schönen Chorstühlen, von denen ein paar (leider arg zerstörte) Reste in der Vierung stehen. Im Chore steht das Grabmal dieses Priors, eine elegante spitzbogige Wandnische, die den schmucklosen Sarkophag umschliesst. Der Grabstein seines Vorgängers, Henri Siviriez, der liegend im bischöflichen Ornate dargestellt ist, wurde nach der Reformation als Brunnenständer benutzt; seit den dreissiger Jahren ist derselbe auf Veranlassung de Gingins wieder in die Kirche gebracht worden. Vgl. die Abbildung in den Mémoires et documents III, 2. T. 1 und 2.

in den See von Murten mündet, lag die Hauptstadt des Landes, das römische Aventicum. Schon Tacitus nennt sie Caput Helvetiorum. Ihre Blüthe feierte sie unter Vespasian, der aus besonderen Rücksichten dieselbe auf alle Weise begünstigte. Aber schon im Jahre 260, als die Alemannen sengend und brennend das Land überflutheten, wurde Aventicum so gründlich zerstört, dass sich die Stadt in der Folge nie wieder erholt hat. Im IV. Jahrhundert war an ihre Stelle eine menschenleere Oede getreten, halbzerfallene Gebäude und gewaltige Trümmer waren die einzigen Reste, aus dem Ammianus Marcellinus die ehemalige Grösse Aventicums zu ermessen glaubte. Was damals noch bestanden hatte, ist nachträglich von den Burgundern nur um so gründlicher getilgt worden. Das heutige Avenches gleicht dem Ei im Korbe, klein und ängstlich drängt sich das Städtchen inmitten des gewaltigen Mauerzuges auf einem Hügel zusammen. Ein paar verschüttete Bauwerke, die überallhin zerstreuten Architekturfragmente und die Schätze eines kleinen, aber ausgesuchten Museums, das ist Alles, was von der römischen Herrlichkeit verblieben ist; daneben zeugt die Lage der Stadt auch hier wieder für die eminente Praxis der römischen Ansiedler.

Zwei Stunden südlich von Avenches liegt ebenfalls im Broyethal das Städtchen Payerne (Peterlingen). Die alten Ringmauern und die Thürme, mit denen dasselbe noch unlängst umgeben war, sind bis auf wenige Reste verschwunden. Das saubere Städtchen enthält ausser der näher zu beschreibenden Abteikirche wenig Bemerkenswerthes; von der aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Pfarrkirche ist noch der horizontal geschlossene Chor erhalten. Er mag für ein Muster frühgothischen Styles gelten; namentlich zeigt das Masswerk der zwei- und dreitheiligen Fenster mit den darüber befindlichen Dreipässen eine constructive Gesetzmässigkeit, die alle Achtung verdient. Unweit davon steht die alte, ehrwürdige Abteikirche. Es ist unglaublich, in welcher Mannigfaltigkeit die moderne Praxis es verstanden hat, das Innere dieses Gebäudes auszunutzen. Der Thurm ist ein Gefängniss, das Schiff theils Kornspeicher, theils Kaserne; von den Seitenchören dient der eine als Obstmagazin, ein anderer zur Aufbewahrung von Schiesspulver (!) u. s. f. — Dennoch muss man sagen, dass sich die Kirche trotz all dieser Einbauten ziemlich schadlos erhalten hat. Wer sich die Mühe nimmt, die Verschläge und Stockwerke alle zu durchwandern, wird mit Staunen eine wohlerhaltene romanische Basilika von ganz imposanten Dimensionen kennen lernen. Kaum möchte unter den mittelalterlichen Bauwerken der Schweiz, ausgenommen etwa der Dom zu Chur, ein zweites erhalten sein, das sich an Unregelmässigkeit, Schiefheit und Schwerfälligkeit mit der Abteikirche von Peterlingen messen dürfte. In dem ganzen Gebäude sind keine zwei Pfeiler vorhanden, die auch nur einigermaassen miteinander correspondiren (Taf. III), die einzelnen Joche sind alle ungleich, bald grösser, bald kleiner, bald trapetzartig, bald rautenförmig verzogen. Das Langhaus, das sich im Grundrisse nach Westen und Osten verengt, gleicht einem Schiffe, und diesem Grundplane steht dann der Aufbau würdig zur Seite: die Gewölbe des Mittelschiffes, nächst der Vierung am höchsten, werden gegen die Mitte zu immer niedriger und steigen dann plötzlich wieder um etwas, wo die Kirche durch den Michaelsthurm ihren westlichen Abschluss erhält. Verglichen mit Romainmotier zeigt sich indessen doch ein bedeutender Fortschritt (Taf. IV und VI). Statt der unförmlichen Rundpfeiler, welche dort die Schiffe trennen, sind hier, in Payerne, rechteckige Stützen angewendet. Acht Pfeilerpaare, in sehr ungleichen Abständen, begrenzen das Hauptschiff; die vier östlichen sind quadratisch und auf allen vier Seiten mit rechteckigen Vorlagen versehen, zwischen denen die einspringenden Winkel mit schlanken Dreiviertelssäulen ausgesetzt sind. Die übrigen Stützen sind rechteckig, ihre Form ist dieselbe, wie sie an den unteren Pfeilern der Vorhalle von Romainmotier beschrieben worden ist; es sind rechteckige Pfeiler, deren Breite der Querachse des Gebäudes entspricht

und denen sich an der Ost- und Westseite jedesmal eine Halbsäule anschliesst. Diese Halbsäulen, die sog. Vorlagen, dienen zur Aufnahme der die Schiffe trennenden Bögen, der sog. Archivolten, unter denen nun sofort die von Fenstern durchbrochenen Obermauern des Mittelschiffes emporsteigen. Dann aber tritt auch hier, in der Mauergliederung, eine wichtige Neuerung ein. In Romainmotier schlossen die Oberwände des Mittelschiffes sehr wahrscheinlich unmittelbar über den Archivolten zum Tonnengewölbe zusammen; der ganze Hochbau war kahl und ungegliedert. Hier dagegen steigen die rechteckigen Pfeilervorsprünge in Form eines Pilasters hoch an den Obermauern des Mittelschiffes empor, jeder setzt dann mit einem Gesimse ab und bildet so die Stütze eines Rundbogens, der das Mittelschiff quer überspannt und derart jedesmal zwei gegenüberstehende Pfeiler miteinander verbindet. Durch diese Bögen, die sog. Quergurten, erhält zunächst das darauf ruhende Tonnengewölbe eine bedeutende Unterstützung; es erfolgt dann aber auch, Hand in Hand mit diesem Pfeilersysteme, eine höchst wirksame Gliederung der Langwände. Wenn endlich das Mittelschiff der Klosterkirche von Romainmotier sehr wahrscheinlich einer selbständigen Beleuchtung entbehrte, so ist hier über jeder Archivolte ein Rundbogenfenster angebracht; allerdings sind es nur kleine Fenster, die unschön in das Tonnengewölbe einschneiden und überdiess von den Pultdächern der Seitenschiffe zum Theil verdeckt werden. Ebenso klar und bestimmt gestaltet sich das Gewölbsystem der Seitenschiffe: jedem Pfeiler entspricht hier ein Pilaster, der aus der Umfassungsmauer nach Innen hervortritt und dann mit jenem durch eine Quergurte verbunden ist. Während das Mittelschiff aber in seiner ganzen Länge mit einem fortlaufenden Tonnengewölbe bedeckt ist, sind die Seitenschiffe mit einer Reihe von circa $9\,^1/_2$ Mètres hohen Kreuzgewölben überspannt, welche eines nach dem andern durch die dazwischen befindlichen Quergurten getrennt und getragen werden. Auch der Chorbau ist hier glänzender und grossartiger entwickelt als in Romainmotier (Taf. V). Auf das Langhaus folgt ein stark vortretendes Querschiff. Das Kreuzgewölbe in der Vierung ist das einzige, welches mit Rippen unterzogen ist, und zwar zeigt das Profil desselben zwei aneinander anstossende Wulste [1]), somit eine Form, die entweder auf eine sehr vorgeschrittene Epoche des romanischen Styles während der Erbauung der Kirche, oder auf eine spätere Erneuerung des Gewölbes schliessen lässt. Ebenso auffallend ist es ferner, dass die Gewölbe der Querschiffflügel, Kreuzgewölbe mit rechtwinkelig profilirten Schildbögen und mit rippenlosen Diagonalgräten, die sich nach dem stark überhöhten Scheitel zu allmälig verlaufen, beinahe einen halben Mètre höher sind als das dazwischenbefindliche der Vierung. Jeder Schildbogen enthält zwei hohe Fenster und schliesst nach unten mit einem karniessförmigen Gurtgesimse, das sich über die östlichen Vierungspfeiler hinaus zu beiden Seiten des Altarhauses fortsetzt. Zu ebener Erde enthält die Ostseite eines jeden Flügels zwei hohe spitzbogige Arkaden, die gemeinsam auf einem starken Mittelpfeiler ruhen. Von da aus gelangte man (diese Arkaden sind nachträglich zugemauert worden) in die vorliegenden Nebenchöre, quadratische Räume mit einer halbrunden Apsis an der Ostseite. Diese Nebenchöre standen ehedem sowohl unter sich als mit dem in der Mitte befindlichen Hauptchore durch offene Arkaden in Verbindung. Diese letzteren sind im Altarhause sehr hoch und spitzbogig gewölbt, aber leider ebenfalls zugemauert, so dass man die Gliederung der Bogenleibungen nicht mehr erkennen kann. Das Altarhaus ist mit einem Kreuzgewölbe von gleicher Structur wie diejenigen der Querschiffflügel bedeckt. Die Schildbögen an

---

[1]) Blavignac, Atlas T. LVI Fig. 3.

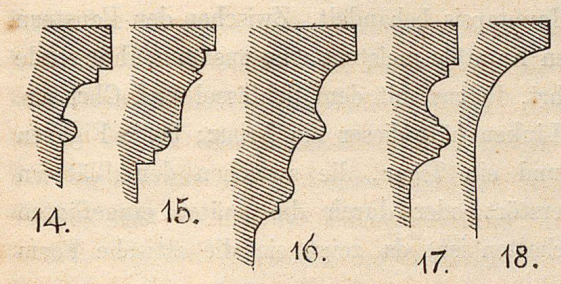
den Seitenmauern zeigen bereits den gedrückten Spitzbogen, während die offenen Quergurten, womit sich das Altarhaus rückwärts gegen die Vierung und vorwärts nach der Apsis öffnet, noch halbrund geführt sind. Die hohe Apsis, welche das Altarhaus abschliesst, ist gleich den Nebentribünen halbrund; sie ist in zwei Geschossen von je fünf Fenstern durchbrochen. Der untere Theil ist inwendig glatt und kahl; darüber bezeichnet ein kräftig vorspringendes Gurtgesimse das Auflager des zweiten Fenstergeschosses. Die Zwischenräume zwischen den hohen Rundbogenfenstern sind hier mit paarweise gekuppelten Wandsäulen geschmückt; über den Flachbögen, welche dieselben verbinden, herrscht ein einfaches schräg profilirtes Kranzgesimse. Darauf ruht endlich die Halbkuppel, mit der sich die Apsis dem offenen Altarhause anschliesst. Den westlichen Abschluss der Kirche bildet die sog. Tour de Saint-Michel, eine der originellsten Thurmanlagen weit und breit. Der mächtige Vorbau, welcher sich der Kirche in ihrer ganzen Breite anschliesst, aber kaum die Höhe des Mittelschiffes erreicht, zerfällt seiner Breite nach in drei gleich hohe Theile. Durch den Mittelraum gelangte man ehedem in das vorliegende Hauptschiff. Von den beiden Thüren, womit sich dieser Durchgang öffnete, ist diejenige an der Ostwand des Thurmes zugemauert worden; es geschah diess wohl bei dem Anlasse, als hier die schon erwähnten Gefängnisse eingerichtet und in Folge dessen eine Reihe von Einbauten hinzugefügt wurden, welche gegenwärtig die ursprüngliche Anlage nur mit Noth erkennen lassen [1]). Dieselbe ist kurz beschrieben folgende: An der Ost- und Westseite begrenzen zwei circa 10 M. hohe Pilaster den Mittelbau. Zwei Rundbögen verbinden die gegenüberstehenden Pilasterpaare; dazwischen spannen sich drei gleich hohe Kreuzgewölbe über dem Mittelbau und den beiden Nebenräumen ein. Während nunmehr ein tieferliegendes Tonnengewölbe die Nebenräume in zwei Stockwerke theilt, bildet der Mittelbau ein ungetheiltes Ganzes, das seitwärts gegen beide Stockwerke der Nebenräume hin offen steht. An der Ostseite des Mittelbaues, hoch über der Thüre, vertieft sich eine halbrunde Nische, die an der Rückwand gegen die Kirche hin in Form eines wunderlichen Erkers vorspringt. Ohne Zweifel hatte diese Nische einst dazu gedient, um hier eine Statue des Titularheiligen, des Erzengels Michael, aufzustellen [2]).

Mit Ausnahme der Hauptapsis sind alle Theile des Gebäudes, sowohl im Inneren als am Aeusseren, sehr einfach ausgestattet. Die Pilaster im Mittelschiffe sind mit Gesimsen von stets wechselnder Form und Höhe bedeckt. Unter der viereckigen Deckplatte herrscht bald eine straffe Hohlkehle, bald die einfache Schräge, oder es sind die Elemente der attischen Basis, die in steiler unschöner Häufung variiren (Fig. 14—18). Anderswo, sowie an den Deckplatten der Vierungspfeiler, dem Gurtgesimse des Querschiffes und des Altarhauses, dominirt ein kräftiger Karniess. Die Halbsäulen, welche die Pfeiler des Mittelschiffes flankiren, sind mit schmächtigen Deckplatten bekrönt; zwei knollige Glieder, zuweilen

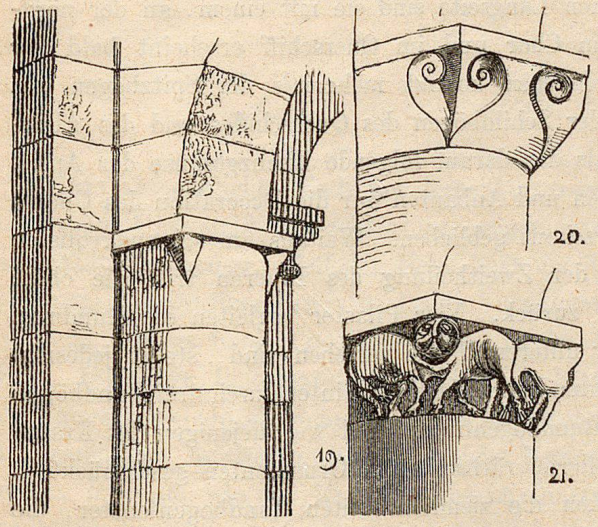
---

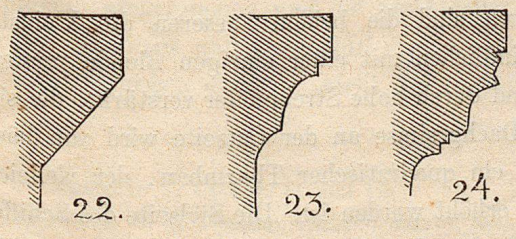
[1]) Vuillemin, der Kanton Waadt Bd. I, S. 92. Die Besichtigung dieser Räume ist gegenwärtig nur mit besonderer Erlaubniss zu erlangen.

[2]) Dieser seltsame Thurmbau bietet noch manches Räthselhafte dar, namentlich bleibt es nach dem gegenwärtigen Befunde unerklärlich, wozu die oberen Stockwerke der beiden Seitenräume (ob als Glockenstuben?) gedient und auf welche Weise man zu denselben emporstieg. Die gegenwärtige Treppe, die innerhalb des Mittelbaues emporführt, ist modern, sie verdeckt daher auch zum Theil die Wandnische an der Ostseite. Sollte ein Zugang von den anstossenden Conventgebäuden herüber geführt und eine Art Brücke die beiden oberen Gelasse verbunden haben?! Blavignac bemerkt S. 243: La tour de S. Michel offre peu d'intérêt!



hässliche aufrechtstehende Voluten, die unmittelbar aus dem Rundstamme herauswachsen, nehmen die Ecken der Deckplatte auf. Einmal kommt es auch vor, dass zwei Löwen, mit gemeinsamem Kopfe zusammengewachsen, diese Function erfüllen. Von den Gesimsen, welche die Wanddienste längs der Seitenschiffe bekrönen, sind nur noch diejenigen des südlichen Nebenschiffes sichtbar (Fig. 22—24), aber auch hier nur theilweise, da gerade auf dieser Höhe ein Bretterboden eingespannt worden ist [1]). Reicher figürlicher Schmuck findet sich an den Kapitälen des Querschiffes und der Hauptapsis. Die Ecken der Querflügel sind mit Dreiviertelssäulen ausgesetzt, welche, als Träger der Diagonalgräten und der Schildbögen, ununterbrochen bis zum Gurtgesimse emporsteigen und dort mit einem trapetzförmigen Kapitäle versehen sind. Darauf ruht bald die profilirte Deckplatte, zuweilen auch nur ein kubischer Aufsatz, an dem sich die anstossenden Gurtgesimse todtlaufen [2]). Es ist unmöglich, das Wirrsal von Sculpturen zu beschreiben, mit denen diese Kapitäle förmlich überwuchert sind. Ich verweise auf die Zeichnungen Blavignac's. Einmal, im südlichen Querflügel, glaubt man die bekannte Darstellung der Apostel zu erkennen, die auf den Schultern der Propheten stehen. Ein anderes Kapitäl in demselben Raume weist die Darstellung des jüngsten Gerichtes, Menschen, die von Schlangen und andern Ungethümen zerfleischt und verschluckt werden. Gegenüber, im nördlichen Flügel, verrathen die Kapitäle wenigstens eine Erinnerung an die korinthische Ordnung; aber auch da ist das ganze Blattwerk mit Figuren wie bedeckt, Hirsche, Hasen, Tauben, Adler u. dgl., die sich rücksichtslos über das ganze Kapitäl verbreiten. Die Blätter sind ganz flach, schwerfällig geschwungen und meistens ohne Gräthen dargestellt, die Figuren wahre Missgeburten mit enormen Köpfen auf dünnen armseligen Leibern, aus denen ein paar verschrumpfte Gliedmassen herauswachsen; ein wahrer Protest gegen die Natur, Verhöhnung jeder lebensfähigen Proportion [3]).





[1]) Beispiele solcher Gesimse bei Blavignac, Atlas T. LIV Fig. 6—8. LV 7—10. LVI 7 und 8.

[2]) Blavignac T. LIV Fig. 2—5. T. LV 1—6. T. LVI Fig. 4.

[3]) Ein seltsamer Schmuck findet sich an der Schlusswand des südlichen Querflügels; in der Mitte des Schildbogens zwischen den beiden Fenstern stehen drei kurzbeinige Figuren mit enormen Köpfen, die von zwei aus der Wand herauswachsenden Händen zusammengehalten werden. Darauf ruht eine spiralförmig geknickte Halbsäule, die dann oben in einer Höhe von circa 1 ½ Mètres plötzlich abbricht. Vielleicht dass ehedem eine Statuette dieselbe bekrönte. Cf. Blavignac Atlas T. LIV Fig. 1.

Etwas kräftiger sind die korinthisirenden Kapitäle in der Hauptapsis behandelt. Zwischen den Fenstern stehen je zwei Säulen so nahe beisammen, dass die vereinten Kapitäle meistens eine zusammenhängende Gruppe enthalten, so S. Michael, der den Drachen durchbohrt, Petrus mit dem Schlüssel und Christus, in einer Glorie thronend, mit der Rechten segnend, in der Linken hält dieser ein Kreuz; beide Figuren sind von einer Mandorla umschlossen. Ferner ein Löwe und ein Tiger, die zwischen den Blättern emporklettern [1]). Leider sind die Basen meistentheils zerstört oder durch die später eingefügten Zwischenböden verdeckt; wo hin und wieder eine solche erhalten ist, da zeigt sie die attische Form und zwar, wie sich erwarten lässt, ohne die sog. Eckblätter.

Zu dieser wahrhaft abschreckenden Unbehülflichkeit der Ornamentik gesellt sich dann eine Unregelmässigkeit des Gesammtentwurfes und der Details, die alle Grenzen übersteigt. Die sämmtlichen Gewölbegurten des Mittelschiffes sind ungleich; nur selten entspricht ihre Rundung dem Halbkreise des darauf ruhenden Tonnengewölbes. An den Pilastern zunächst der Vierung sind die Ecken mit Dreiviertelssäulen ausgesetzt, die sich aber, ohne etwas zu tragen, unter der Deckplatte todtlaufen. Ebenso ungleich sind die Wandpilaster der Seitenschiffe; an der südlichen Langseite sind sie mit einem, an der nördlichen mit zwei rechteckigen Vorsprüngen versehen. Im Chor und im Querschiff erscheint bald der reguläre Halbkreisbogen, bald ist derselbe überhöht, daneben kommt mehrmals der Spitzbogen vor. Endlich liegt das Gurtgesimse, welches sich unterhalb der Schildbögen des Querschiffes und des Altarhauses hinzieht, nahezu um einen halben Mètre tiefer als das darauf folgende Kranzgesimse der Apsis.

Am Aeusseren sind von den späteren Veränderungen und Anbauten nur die Decoration des Chores und die Wandgliederung des südlichen Seitenschiffes verschont geblieben. Weitaus am schmuckvollsten präsentirt sich die Hauptapsis (Taf. II). Entsprechend der Zweitheilung des Inneren tritt die obere Hälfte des Mauerkörpers mit einem schrägen Absatze zurück. Vier Pilaster begleiten die Rundung. Ueber den rechteckigen Vorsprüngen, womit sie an der unteren Hälfte versehen sind, steigt jedesmal eine schlanke Halbsäule bis zum Kranzgesimse empor, während der Pilaster dahinter durch drei Rundbögen mit seinen Nachbarn verbunden ist. Die Consolen des Rundbogenfrieses sind wie diejenigen des Kranzgesimses theils mit Figuren, theils mit Fratzen und allerlei räthselhaften Ornamenten geschmückt [2]). Zwischen den Pilastern öffnen sich in beiden Stockwerken die ziemlich weiten Rundbogenfenster, die oberen von einer Blende umschlossen, deren Bögen aus abwechselnd rothen und weissen Keilsteinen gewölbt sind. Von den vier Nebentribünen oder Seitenchören sind die beiden äusseren die kleinsten und schmucklos geblieben, die zunächst der Haptapsis befindlichen mit einer einzigen Blende verziert, die das Fenster umrahmt. Die Ecken der Querschifflügel sind durch hohe Strebpfeiler verstärkt, die sich in mehreren schräg gedeckten Absätzen verjüngen. Das Dachgesimse an der Ostseite wird von hässlichen Fratzen getragen [3]). Ueber der Vierung erhebt sich ein quadratischer Thurmbau, der vielleicht noch dem alten Entwurfe angehört, aber in gothischer Zeit erhöht worden ist. Die Südseite des Schiffes, wo sich ehedem die Conventgebäude und der Kreuzgang befanden, ist alles Schmuckes beraubt, nur da, wo der südliche Querflügel an das Langhaus anstösst, ist ein altes rundbogiges Portal erhalten; das

---

[1]) Abbildungen bei Blavignac T. LIII.

[2]) Blavignac T. LI Fig. 1—9.

[3]) Blavignac T. LII Fig. 1 und 3.

Bogenfeld ist glatt, der horizontale Sturz darunter zeigt den Karniess [1]). Gegenüber, an der südlichen Langseite des Schiffes, sind stellenweise die Pilaster und Reste des sehr unregelmässigen Bogenfrieses vorhanden, welcher dieselben verband. Das Mittelschiff scheint ursprünglich höher gewesen zu sein, darauf deutet wenigstens ein giebelförmiger Einschnitt über dem jetzigen Dache an der Westseite des Vierungsthurmes. Die Aussenwände des Mittelschiffes, wo kleine schräg gedeckte Strebpfeiler von Zeit zu Zeit dem Schube des Tonnengewölbes begegnen, sind völlig schmucklos. Die Ziergliederungen im Inneren wie am Aeusseren des Gebäudes, Pfeiler, Pilaster, Gesimse, die Einfassungen der Fenster und die Eckquader, sind durchwegs aus dem gelben Neuenburgersandsteine gehauen; nur das Kranzgesimse der Hauptapsis und das Mauerwerk der äussersten Nebentribünen bestehen aus gewöhnlicher Molasse [2]). Zu den sämmtlichen Mauern dagegen lieferten die Römerbauten von Aventicum ein bequemes, weil fertig zugerichtetes Material; es sind durchwegs kleine Quäderchen von durchschnittlich M. $0{,}_{07}$ — $0{,}_{10}$ Höhe und M. $0{,}_{10}$ — $0{,}_{25}$ Breite, an denen man zuweilen Feuerspuren bemerken kann [3]).

III. Grandson.

Am südwestlichen Ende des Neuenburgersees, nahe bei Yverdon, liegt das Städtchen Grandson. Unten am Ufer steht das Schloss mit seinen stattlichen Rundthürmen; dahinter steigt an jäher Halde das Städtchen empor. Auf der Höhe liegt die Kirche S. Johannes Baptista. Sie gehörte ursprünglich zu einem Benediktiner-Priorate, das in unbekannter Zeit von den Edlen von Grandson gestiftet worden war und ehedem unter La-Chaise-Dieu in der Basse-Auvergne stand [4]). Nachdem sich Grandson im Jahre 1554 der Reformation angeschlossen hatte, ward das Gotteshaus säkularisirt. Seither dienen die Conventgebäude als Schulhaus und Pfarrwohnung, der Kreuzgang ist verschwunden und die Kirche hat, zumal am Aeusseren, eine gründliche Neuerung erlitten. Der Chor, der im Grundrisse ein Quadrat bildet, stammt, wie das Kreuzgewölbe im Inneren und die breiten mehrtheiligen Spitzbogenfenster am Aeusseren beweisen, aus spätgothischer Zeit. Gleichzeitig wurden ähnliche Fenster in den beiden Querschifflügeln eingebrochen und die Strebpfeiler der Seitenschiffe verstärkt [5]). Auf der Durchschneidung zwischen Langhaus und Querschiff erhebt sich ein viereckiger Thurm, dessen Hochbau mit gekuppelten Dreiblattfensterchen ebenfalls nicht der ursprünglichen Anlage angehört.

---

[1]) Blavignac T. LI Fig. 11 und 12.

[2]) Dubois de Montpéreux schliesst daraus, dass diese beiden Apsiden später seien.

[3]) Ein Beispiel solchen Mauerwerkes, ein Fensterchen an der Nordseite des Michaelsthurmes, gibt Blavignac T. LI Fig. 10. Aus demselben Materiale besteht die uralte Dorfkirche von Domdidier zwischen Avenches und Payerne, etwa $^1/_2$ Stunde von ersterem Orte entfernt. Von der ursprünglichen einschiffigen Anlage bestehen nur noch die halbrunde Apsis und der tonnengewölbte Vorraum. Die Mauerstärke der Ersteren beträgt nicht weniger als M. 1,10. Die Quäderchen sind oft mit eingeritzten Linien rautenförmig verziert.

[4]) v. Mülinen, Helvetia Sacra I. S. 98.

[5]) Noch später, etwa im vorigen Jahrhundert, wurden die alten Fenster des Mittelschiffes erweitert. Grundriss und Schnitte bei Blavignac Pl. IX und X im Anhange des Textes. Details im Atlas T. XIII u. ff.

Das Innere dagegen überrascht durch die treffliche Erhaltung einer, mit Ausnahme jener Neuerungen, völlig romanischen Säulenbasilika. Der Grundriss bildet ein lateinisches Kreuz von beiläufig M. 34,30 Gesammtlänge und M. 10,50 Breite im Lichten des Langhauses. Das Mittelschiff, circa M. 5,30 breit, wird von je fünf Säulen und zwei an der Westwand vortretenden Halbsäulen begrenzt. Ihre Höhe sammt Basis und Kapitäl beträgt durchschnittlich M. 4,50, der Abstand dieser Stützen M. 3; sie sind durch Rundbögen verbunden, über denen ein Tonnengewölbe ohne Fenster und ohne Quergurten das Mittelschiff in einer Höhe von M. 8,85 bedeckt. Längs der Seitenschiffe treten ebenso viele Halbsäulen aus der Umfassungsmauer hervor. Sie sind M. 3,30 hoch und durch Wandbögen verbunden, von denen ein Halbtonnengewölbe bis zu einer Höhe von circa M. 7 gegen das Mittelschiff ansteigt. Zu Ende des Hauptschiffes begrenzen vier starke Pfeiler die Vierung. Sie sind mit einfachen Gesimsen bedeckt, die bald höher bald tiefer aufsetzen. Von den vier Rundbögen, welche die Zwischenräume überspannen, wird der östliche von zwei halbrunden Pfeilervorlagen getragen. Darüber wölbt sich eine ungefüge, fast quadratische Kuppel bis zu einer Höhe von M. 10,80 ein. Jenseits des östlichen Pfeilerpaares verlängert sich ein tonnengewölbter Vorraum bis zu dem spätgothischen Chore. Von den beiden Querarmen, welche die Vierung flankiren, ist der nördliche $1^1/_2$ M. breiter als der südliche. Beide Flügel sind mit Tonnengewölben bedeckt, die seltsamer Weise mit demjenigen des Mittelschiffes parallel laufen. Einen besonderen Reiz erhält dieses Gebäude durch die antiken Ueberreste, durch Säulen, welche entweder aus dem nahen Eburodunum, oder weiter her, von den Römerbauten Aventicums herübergeschafft worden sein mögen. Indessen die Auswahl muss jedenfalls eine spärliche gewesen sein, denn man sieht, wie zu hohe Schäfte gekürzt und auf eine niedrige Plinthe, zu kurze aber unmittelbar daneben auf einen hohen Sockel gestellt worden sind. An mehreren Stämmen erkennt man noch deutlich den Anlauf und Ablauf; daneben kommt es auch vor, dass der Schaft und die plumpe attische Basis aus demselben Monolithe gehauen sind. Die übrigen Basen und die sämmtlichen Kapitäle sind mittelalterliche Arbeit. Erstere ruhen ohne Ausnahme auf viereckigen Postamenten von verschiedener Höhe. Die Form der Basen ist in der Regel die attische, wobei die Höhe und Steilheit des unteren Wulstes auffällt. Zuweilen sind zwei solche Glieder unmittelbar aufeinander gelegt und tauartig verziert. An den Basen im Mittelschiff kommt das sog. Eckklötzchen nur einmal, dagegen öfters an den Halbsäulen der Nebenschiffe vor. Die Kapitäle sind alle verschieden und durchgängig sculpirt. An den Seitenschiffen kommt das Würfelkapitäl mehrmals vor, andere Kapitäle sind mit reich verschlungenem Band- und Nestelwerk, oder mit Blättern geschmückt. Manche dieser Sculpturen sind unvollendet geblieben, so zwei Löwen, die mit einem gemeinsamen Kopfe zusammengewachsen sind. Kräftiger und origineller sind die Kapitälsculpturen des Mittelschiffes. Einige Nachahmungen der korinthischen Ordnung sind recht leidlich ausgefallen, besonders elegant und originell ist das bei Blavignac (Taf. XIII, Fig. 3) abgebildete Kapitäl, dessen Kelch ganz lose von schlanken und überaus fein geschwungenen Blättern umkleidet wird. Häufiger sind jedoch die figürlichen Darstellungen, Löwen und Adler, die sich auf den vier Seiten des Kapitäles wiederholen, oder menschliche Gestalten, die mit allen möglichen Geberden der Aufregung, tanzend, schreiend und lachend, dargestellt sind; dann wieder vier kolossale Fratzen, die eben im Begriffe sind, eine menschliche Gestalt zu zerreissen, dazwischen steht ein Mann mit gefalteten Händen, auf der andern Seite bemüht sich dieselbe Figur, den knackenden Mäulern ihre Beute zu entziehen [1]). Endlich kommen auch

[1]) Vgl. die Auslegung solcher Räthselbilder bei Springer, ikonographische Studien, in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission. Bd. V. 1860.

biblische und legendarische Darstellungen vor: die thronende Maria, gleich dem Kinde auf ihrem Schoosse mit segnend erhobener Rechten; ferner zwei Diakonen, ein Cherubim und der Erzengel Michael, der von einem Engel unterstützt den Drachen erlegt. Der Styl dieser Figuren ist durchwegs roh; das Einzige, wodurch sie sich von den Darstellungen in Payerne unterscheiden, ist ein kräftiges Relief und die etwas schlankere Bildung des Körpers.

Vierung und Querschiff entbehren alles figürlichen oder ornamentalen Schmuckes. Die Pfeilergesimse bestehen bald aus einer einfachen Schräge, bald zeigen sie das umgekehrte Profil der attischen Basis. Der Chor ist ein geringes Machwerk aus spätgothischer Zeit. Die einzige Sculptur, die hier vorkommt, ist ein Agnus Dei im Schlusssteine des Kreuzgewölbes.

Schon die Schilderung des constructiven Gerüstes dieser drei Bauten würde genügen, um den Beweis zu liefern, dass es sich hier um einen directen Einfluss der transjuranischen Bauten handelt. Solche Züge sind übrigens auch im Detail nicht selten; jene Pilaster, die in halber Höhe der Aussenwand absetzen, während darüber eine schlanke, rohrähnliche Halbsäule bis zum Bogenfriese emporsteigt, bilden ein Hauptmerkmal der südfranzösischen Architektur; dieselbe Decoration erscheint an der Vorhalle von Romainmotier und am Chore von Payerne. Die ebenso charakteristische Vierungskuppel fehlt selbst an der kleinen Kirche von Grandson nicht. Dahin gehören ferner die häufigen Nachahmungen der korinthischen Ordnung, gehören die kannellirten Pilaster, die zwar in keiner dieser drei Bauten, wohl aber in den nahen Kathedralen von Genf und von Lausanne vorkommen, gehört endlich die frühe Anwendung des Spitzbogens, der bereits, und zwar im Zusammenhange mit der ursprünglichen Anlage, im Querschiff und im Chor der Kirche von Payerne erscheint.

Es bleibt ganz unbestritten, dass diese kleine Kirchengruppe zu dem Besterhaltenen und Interessantesten gehört, was die Baukunst des Mittelalters auf schweizerischem Gebiete hinterlassen hat. Sie ist eine wahre Enklave, ohne allen und jeglichen Zusammenhang mit den gleichzeitigen Bauten der näheren und weiteren Umgebung. Dazu kommen dann eine Reihe von Zügen, welche für ein sehr hohes Alter dieser Monumente zu sprechen scheinen: eine auffallende Unregelmässigkeit der Plananlage, das Unbehülfliche und Schwerfällige alles Technischen, im Detail bald eine Sparsamkeit, die kaum die nöthigsten Gliederungen versieht und dann auf einmal wieder, und zwar in demselben Bauwerke, zur gesprächigen Laune, zur wahren Verschwendung des ornamentalen und figürlichen Beiwerkes umschlägt. Endlich überrascht in Payerne und Romainmotier eine Ansehnlichkeit der Dimensionen, wie sie an Bauten dieser Frühzeit keineswegs gewöhnlich ist. Die Gunst des burgundischen Königshauses und der Grossen des Landes, der Ruf, welchen die beiden Stifte weithin genossen, mögen diese Unternehmungen wesentlich gefördert haben; vielleicht erklärt sich dadurch, dass hier auch der kostspielige Gewölbebau bereits zu einer Zeit ermöglicht wurde, wo sonst, zumal im Norden des Landes, die flachgedeckte Basilika noch die allein herrschende Form der Anlage geblieben war.

Noch manches Andere bedarf freilich der näheren Erklärung: die Tonnengewölbe, die gerade hier ihre östlichsten Ausläufer fanden und nirgends sonst, auch in keinem einzigen Bau des schweizerischen Jura, mehr nachgeahmt wurden, weiter die Rundpfeiler von Romainmotier, welche so sehr an ein spezielles Vorbild in der Bourgogne erinnern, endlich der Thurmbau von Payerne und die Vorhalle von Romainmotier, wie diese so gross und zweigeschossig nur für ganz bestimmte Zwecke errichtet worden sein muss, das alles weist noch auf einen anderen Zusammenhang zurück, aus dem sich vielleicht, wenigstens für Romainmotier und Payerne, ein bestimmter, gemeinschaftlicher Ausgangspunkt ermitteln lässt.

Seit Karls des Grossen Zeit hatte der Benediktinerorden ein Ansehen erreicht, das ihn geradezu zur Weltmacht erhob. Seine Klöster waren die Zufluchtsstätten Aller geworden, die inmitten des allgemeinen Gährungskampfes nach beschaulicher Ruhe oder nach derjenigen Bildung strebten, die sie zur geistlichen und weltlichen Herrschaft befähigte. So rasch und gewaltig war die Verbreitung dieser Klöster, dass man zu Anfang des XI. Jahrhunderts deren mehr als 15,000 zählte [1]). Aber schon im X. Jahrhundert begann die Strenge zu erschlaffen, der Reichthum und der Einfluss des Ordens hatten die Einfachheit seiner alten Institutionen erschüttert, Luxus und Selbstüberhebung, ein weichliches und entartetes Leben hatten allmählig die Oberhand gewonnen. Dann, während der periodisch wiederkehrenden Normannenzüge wurden zahlreiche Klöster zerstört, ihre Mönche zerstreut, und wo etwa noch eine Abtei zu guter Rechte bestand, da ward sie zur Festung, mehr von Kriegsleuten als von Religiosen bewohnt. Die Disciplin war aufgelöst, Verfall und Unordnung zumal in dem schwer bedrohten Frankreich an der Tagesordnung.

Da gründete im Jahre 909 Graf Wilhelm von Aquitanien das Kloster Cluny, anfänglich ein bescheidenes Klösterchen an der Crône unweit Macon. Berno, ein Benediktinerabt, bezog dasselbe mit wenigen Religiosen, aber fest entschlossen, den entarteten Orden wieder nach den ursprünglichen Zielen zurückzuführen, den Geist der Ordnung zu verbreiten, mit einem Worte, die gesunkenen Zustände zu heben und sich mit allen Gleichgesinnten von dem Unverbesserlichen loszusagen. Aber Berno starb, ohne seine Reformpläne in weiteren Kreisen verwirklicht zu haben; so kommt der Name eines Stifters erst dem zweiten Abte, dem hl. Odo, zu. Es gelang ihm zunächst, mit seinen Absichten in einer grösseren Zahl von Klöstern durchzudringen, diese zu reformiren und sie alsdann unter die Oberhoheit von Cluny zu stellen. Damit war der Grundstein künftiger Macht und Grösse gelegt. Man sieht, es handelte sich zunächst um eine blosse Verbrüderung, um ein Schutz- und Trutzbündniss, wie solche schon früher zwischen zahlreichen Gruppen von Benediktinerklöstern bestanden hatten. Aber bald dominirte die kraftvolle Haltung von Cluny. Sein Einfluss mehrte sich mit dem Erfolge, der allseitig das Bekehrungswerk befestigte und allem Widerstande nur noch den naheliegenden Schein der Verworfenheit überliess. Selbst grosse Klöster, welche zu den ältesten und angesehensten des Landes zählten, vermochten es nicht mehr, sich fern zu halten; so entstand jene straffe, alles nivellirende Centralgewalt, welche jede Sonderexistenz unterdrückte und bald mit Befugnissen erschien, welche Cluny die Macht eines Königreiches sicherten. Wie das ganze Streben zunächst bloss auf Reform der gesunkenen Zustände gerichtet war, so wurde die Regel des hl. Benedikt, wenn auch mit verschärften Observanzen, unverändert beibehalten [2]). Eine Neuerung trat nur in der Stellung der reformirten Stifte zu

---

[1]) Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle. Vol. I, p. 245.

[2]) Geschichte der Abtei Cluny, nach P. Lorain bearbeitet von Dr. C. Pelargus. Tübingen 1858, S. 27.

dem Mutterkloster ein; die alte Sonderexistenz, wie sie bis dahin bei den Benediktinern bestanden hatte, wurde aufgehoben; ein Abt beherrschte jetzt alle diese Klöster, es war der Abt von Cluny, während die Vorsteher der untergebenen Stifte nur noch den Rang von Prioren behielten; dieselben Observanzen, bis ins Kleinste geregelt, dieselbe Disciplin, dieselbe Einrichtung beherrschte Alles, es war eine gewaltige Vereinigung von Conventen um eine einzige Metropole. — Dazu kam dann der ungeheure Zulauf von Aussen; unter Abt Odo wird von Edelleuten berichtet, die sich mit sammt ihren Familien und mit all ihren Besitzthümern dem Mönchsleben hingaben; ihre Frauen und Töchter sandten sie in Nonnenklöster, sie selbst verrichteten die gemeinsten Dienste [1]), auf diese Weise erloschen viele der edelsten Familien. 200 Jahre nach seiner Stiftung herrschte Cluny bereits über mehr als 1900 Klöster [2]). Abt Hugo von Cluny, Gregor VII. und Anselmus von Canterbury, drei Männer, wie sie der Orden begeisterte, sind die gewaltigen Erscheinungen, die ihr ganzes Zeitalter regieren und im Abendlande die geistige Herrschaft des Clerus begründen. Cluny blieb bis zu Anfang des XII. Jahrhunderts der Mittelpunkt alles Einflusses, alles Fortschrittes und aller Intelligenz: »rasez Cluny du XI siècle et l'on ne trouve guère que tenèbres, ignorance grossière, abus monstrueux«, so ruft ein französischer Kunstschriftsteller [3]) etwas emphatisch aus; im Ganzen und Grossen aber lässt sich die Wahrheit dieses Urtheilsspruches nicht bestreiten.

Wie sich leicht ermessen lässt, musste der Orden bei einer so umfassenden Thätigkeit auch für die Kunst Bedeutendes leisten. Der Einfluss desselben lässt sich in der Architektur ganz unzweideutig nachweisen. Seit dem XI. Jahrhundert gingen eine Reihe namhafter Architekten aus Cluny hervor [4]). Es waren Ordensleute, welche die dortige Kirche begannen und in derselben das grösste Bauwerk des romanischen Mittelalters vollendeten [5]). Aber schon vorher war das alte Kloster ein Ideal, das im XI. Jahrhundert sogar einem italienischen Stifte zum Muster diente [6]). Schon frühe war auch die Schweiz der Wirksamkeit des Ordens geöffnet worden. Romainmotier, das, wie wir sahen, bereits zu Anfang des X. Jahrhunderts, sei es durch äussere Ereignisse, sei es durch innere Zerwürfnisse, in Verfall gerathen war, wurde im Jahre 919 dem Abte Odo von Cluny übergeben. Dann im Jahre 962 folgte Payerne, dessen Uebergabe schon in dem zweifelhaften Stiftungsbriefe der Königin Bertha vorgesehen und dann 11 Jahre später durch eine sichere Urkunde Kaiser Ottos II. bestätigt wurde [7]). Diese Verbindung beider Klöster mit Cluny musste um so nachhaltiger auf das Gedeihen derselben einwirken, als sie gerade in jenen Zeitraum fiel, wo der Orden seinen ersten Feuereifer entfaltete. Von nun an sind ihre Geschicke unzertrennlich an Cluny gekettet, werden wir von dort aus die Impulse zu jeder grösseren Unternehmung zu erwarten haben und somit den Zusammenhang, zunächst mit dem Mutterkloster und dann auch mit den weiteren Leistungen des Ordens im Auge behalten müssen.

---

[1]) F. v. Biedenfeld, die Mönchs- und Klosterfrauenorden im Orient und Occident. Weimar 1837, Bd. II S. 3.

[2]) v. Biedenfeld a. a. O. S. 1. Selbst im Oriente war der Orden verbreitet.

[3]) Viollet-le-Duc a. a. O. S. 108.

[4]) Nach F. de Charrière a. a. O. S. 377 hätten die Cluniacenser gleich den späteren Cisterziensern seit dem XI. Jahrhundert zu solchen Zwecken ihre Conversen, eine Art Halbmönche herangebildet.

[5]) P. Lorain p. 69.

[6]) Viollet-le-Duc a. a. O. S. 125.

[7]) Hidber I. No. 1105.

Bis zum Ende des X. Jahrhunderts laufen die Nachrichten über die beiden Klöster sehr spärlich. Man darf wohl annehmen, dass es sich zuvörderst um eine gründliche Regulirung der inneren Verhältnisse, in Payerne etwa um die Errichtung der nöthigen Baulichkeiten, um ein provisorisches Kirchengebäude handelte, welches wahrscheinlich nur klein und unscheinbar und fast ausschliesslich für die Conventgenossen bestimmt war. Für Romainmotier zwar beginnen die Urkunden schon mit dem Jahre 966; allein sie sind noch wenig zahlreich. Dann aber, etwa seit dem Jahre 1005, mehren sich die Nachrichten mit einem Male; die Zahl der Vergabungen, die Jahr auf Jahr die Urkunden füllen, ist eine ganz erstaunliche, man hört von Edelleuten, die nach jahrelangen Streitigkeiten mit dem Kloster plötzlich zum Kreuze kriechen, ihre Processe sistiren, und zum Heil ihrer Seele dem triumphirenden Convente Alles überlassen [1]). Das Kloster selbst, der Menge seiner Besitzungen nicht mehr gewachsen, beginnt sein Gebiet durch Tausch zu arrondiren; es wird zum Lehensherrn, der weithin bis ins Elsass und bis nach Burgund über ein Heer von Vasallen und Clienten gebietet. Solch ein plötzliches Wachsthum lässt, zumal wenn man damit damit die prekäre Stellung zusammenhält, welche das Kloster bei seiner Verbindung mit Cluny eingenommen hatte, auf einen gewaltigen Umschwung, auf eine überaus thatkräftige und umsichtige Regierung schliessen.

Im Jahre 994 war Odilo an die Spitze von Cluny getreten. Er war ein Mann, dessen rastlose Thätigkeit in alle Verhältnisse seines Ordens eingriff und der sich bald zu einem der gefeiertsten Aebte zu erheben wusste [2]). Seine Vita, die von einem Schüler Odilos, Jotsaldus, verfasst wurde, ist voll des überschwenglichsten Lobes; aber wenn man bedenkt, dass solche Schriftstücke vornehmlich aus der Absicht des Ordens hervorgingen, um damit die Tugenden seiner Häupter zum Vorbilde Anderer aufzustellen, so bleibt uns noch immer eine Fülle wichtiger Aufschlüsse, die um so werthvoller sind, als sie unmittelbar aus der Feder eines Zeitgenossen flossen [3]). Aus der Vita Odilonis geht hervor, dass dieser Abt den schweizerischen Klöstern sehr nahe gestanden hat; er war zweimal in Payerne [4]), dass er ein delectabile sibi coenobium nennt [5]) und wo ihn die Legende sogar ein Wunder verrichten lässt [6]). Noch näher scheint ihm Romainmotier gestanden zu haben. Es wird berichtet, dass er dort häufig residirte [7]) und seine ganze Thätigkeit zum Wohle des Stiftes entfaltet habe [8]); nach einer unverbürgten Nachricht hätte er dort sogar das Leben der Kaiserin Adelheid beschrieben [9]). Nimmt man dazu noch die zahlreichen Vergabungen, welche eben um diese Zeit beginnen, so liegt es nahe, es möchten bei solcher Gunst nicht bloss Zucht und Ordnung im Inneren sich gefestigt haben, sondern es sei auch nach Aussen hin ein rühriges und werkthätiges Leben erwacht. Sodann ist es auffallend, dass eben jetzt in mehreren

---

[1]) Hidber I. No. 1353 und 1387.

[2]) Odilo war auch einer der vorzüglichsten Urheber der Treuga Dei. Cf. Dr. A. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens. Leipzig 1857 S. 45. Ueber Odilo cf. P. Lorain S. 35 u. f.

[3]) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Berlin 1858 S. 208.

[4]) Mabillon Acta SS. O. S. B. VI, 1. pag. 696 und 702.

[5]) Mabillon a. a. O. S. 696.

[6]) Mabillon a. a. O. S. 702.

[7]) Cf. den Prolog zur Vita des Majolus, verfasst von Odilo, in den Acta SS. Boll. 11. Mai S. 684, wo von einem Besuche Odilos in Romainmotier die Rede ist.

[8]) Mémoires et documents Vol. III p. 245, 369, 824.

[9]) Mémoires et documents a. a. O. p. 245.

Urkunden eines »monasterii, quod est constructum« gedacht wird, ein Ausdruck, der weder in den unmittelbar vorhergehenden, noch in den späteren Urkunden je wieder vorkommt [1]).

Doch gehen wir noch einen Schritt weiter. Nächst der reformatorischen Thätigkeit, durch welche Odilo eine Reihe namhafter Klöster in den Verband von Cluny brachte, wird in der Vita auch dessen Baueifer gepriesen; der Abt sei unermüdlich gewesen, neue Kirchen und Klöster zu erbauen, andere wiederherzustellen, Cluny selbst hätte er inwendig und auswendig erneuert. Es wird u. A. von einem Kreuzgange berichtet, dessen Marmorsäulen von weither und mit grosser Mühe und Gefahr auf der Durance und Rhone heruntergeführt worden seien. Gleich Augustus — so fährt der Berichterstatter fort — der eine Stadt von Lehm in ein marmorenes Rom verwandelt, so habe Odilo sich rühmen dürfen, er hätte ein hölzernes Cluny vorgefunden und er hinterlasse es in Marmor [2]). Dann auf Odilos Unternehmungen in den Filialen übergehend, schliesst der Biograph: »Was soll ich von Peterlingen sagen, seinem Lieblingskloster wegen der Verehrung der Muttergottes, was von Romainmotier, das von Grund aus erbaut worden ist!« — Quid Paterniacus ob Dei-Genitricis amorem, sibi delectabilis locus? Romanum monasterium a fundo constructum [3]). Hier also plötzlich eine Baunachricht ganz unzweideutigster Art! Weder die Karolinger noch die Merowinger, wie bisher angenommen worden ist, sondern Odilo und kein Anderer hat die Kirche von Romainmotier, so wie sie in ihren ältesten Bestandtheilen vorliegt, erbaut. Odilo starb im Jahre 1049; aber noch vor seinem Tode bereits im Jahre 1026 [4]) und in einer zweiten Urkunde des Jahres 1041 [5]) wird das Kloster als constructum aufgeführt. Dass indessen nach dem Tode Odilos der Bau noch nicht vollendet war oder wenigstens einer gewissen Ausstattung bedurfte, geht aus einer Urkunde seines Nachfolgers, des Abtes Hugo von Cluny (1049—1109), hervor, worin es heisst, dass gewisse Einkünfte des Klosters zum Schmucke der Kirche verwendet werden sollten [6]).

---

[1]) Zwei bisher unveröffentlichte Urkunden im Staatsarchive zu Lausanne theilt Hidber a. a. O. mit; No. 1215, deren Datum zwischen die Jahre 1005 und 1049 gesetzt wird, und No. 1322 vom Jahre 1041. Die beiden anderen finden sich in mémoires et documents a. a. O. pag. 448 (ohne Datum), die zweite pag. 463 ist ausgestellt in mense marcio, in media quadragesima, in die dominica, Regnante Rege Rodulfo (Rudolf III. 993—1032), anno tricesimo quarto — also vom Jahre 1026. Mit Ausnahme der letzten gedenken die sämmtlichen Urkunden des Abtes Odilo.

[2]) Vita Odilonis abbatis ap. Mabillon Acta Sanctorum O. S. B. Sæc. VI, I. pag. 687. Wichtig für die Kunstgeschichte ist auch die folgende Stelle: incoepit etiam ciborium super altare sancti Petri, cujus columnas vestivit ex argento cum nigello (Email?), pulcro opere decoratas.

[3]) Mabillon a. a. O. Daran knüpft der Berichterstatter noch die Nachricht über einen Neu- oder Umbau von S. Victor in Genf: locus sancti Victoris Genevensis, præter suam antiquam et nobilem ecclesiam ex toto etiam suo tempore constructus.

[4]) Mémoires et documents p. 463.

[5]) Hidber a. a. O. No. 1322.

[6]) Mémoires et documents p. 451. Quicquid exinde utilitatis procedere possit, in utilitatem ornamenti ejusdem ecclesiæ fideliter convertatur. Zu beobachten ist hiebei, dass eben um diese Zeit zwei päpstliche Bullen von Gregor V. (Mém. et docum. p. 425, Hidber No. 1173) und von Clemens II. (Mém. et docum. p. 245 u. f., 419 u. f., Hidber No. 1337) zu Gunsten des Klosters ausgestellt wurden, dass Conrad der Salier im Jahre 1038 (Mém. et docum. p. 825), Pabst Clemens II. (wenigstens sehr warscheinlich a. a. O. p. 821) und Leo IX. im Jahre 1049 (Mém. et docum. p. 17, 418, 436, 822) das Kloster besuchten. Solche Ereignisse sind in der Regel epochemachend für die Geschichte wie für die baulichen Unternehmungen eines Klosters, und da sie eben mit der Regierung Odilos zusammenfallen, so wäre es am Ende nicht unmöglich, dass der eine oder der andere dieser hohen Besuche den Anlass zur Kirchenweihe geboten hätte.

Auch der Zusammenhang mit der Bauschule des Ordens steht jetzt nach alledem ausser Zweifel. Cluny freilich, so wie es Odilo hinterlassen hatte, ist bald darauf einem umfassenden Neubau gewichen, der grössten Kirche des romanischen Mittelalters; aber die fünfschiffige Basilika mit ihren zwei Querschiffen ist während der französischen Revolution verkauft und abgebrochen worden [1]). Wir haben uns somit unter den übrigen Ordenskirchen, etwa der benachbarten Bourgogne, nach einer verwandten Anlage umzusehen und da zeigt sich denn in der Abteikirche S. Philibert in Tournus nicht bloss ein gleichzeitiger Ordensbau, sondern auch eine Anlage, die in ihrem ursprünglichen Plane, wie in den Einzelnheiten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Romainmotier weist [2]). Hier wie dort dieselben Rundpfeiler, dieselbe Schwerfälligkeit der Construction und eine Dürftigkeit der Ornamentik, die wieder so weit geht, dass selbst die einfachsten, mitunter sogar die allernothwendigsten Gliederungen fehlen. Neu ist in Tournus bloss das Gewölbesystem des Mittelschiffes; aber das ist — wie auch die neuesten Herausgeber dieser Kirche versichern — ein Versuch, ein technisches Meisterstück vielleicht, das in weiteren Kreisen ohne Nachahmung geblieben ist. Aber was noch viel auffallender ist, wir begegnen auch hier wieder derselben Vorhalle, dreischiffig und zweigeschossig wie in Romainmotier, ebenso schlicht und schwerfällig und wieder dem Erzengel Michael geweiht [3]).

Es führt uns diese letztere Eigenthümlichkeit noch einen Schritt weiter. Zählt man zu diesen beiden Vorhallen noch den verwandten Thurmbau von Payerne und eine ähnliche Anlage, welche gewissen Andeutungen zufolge schon an der ältesten Klosterkirche von Cluny bestanden hatte [4]), so scheint es in der That, dass es sich hier um eine gemeinsame Eigenthümlichkeit wenn nicht aller, so doch der meisten französischen Cluniacenserkirchen handle; denn es findet sich diese nämliche Einrichtung auch bei einer grösseren Zahl viel jüngerer Ordensbauten und zwar bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts, also bis in die gothische Epoche hinein [5]), so beispielsweise an der späteren Kirche von Cluny,

---

[1]) P. Lorain a. a. O. p. 60 u. f.

[2]) Erschöpfende Aufnahmen der Kirche von Tournus finden sich in den Archives de la commission des monuments historiques de la France, livr: 7—9. Einiges bei Viollet-le-Duc a. a. O. Die Herausgeber der Archives setzen die Erbauung der älteren Theile in die ersten Jahre des XI. Jahrhunderts; wahrscheinlich bezieht sich hierauf eine im Jahre 1019 stattgehabte Weihe. Die Mauern und die Gewölbe seien so stark, dass sie gar wohl den späteren Brand vom Jahre 1246 überstehen konnten. Die Erbauung des Chores wird annähernd in die letzten Jahre des XI. Jahrhunderts gesetzt.

[3]) Die Beschreibung, welche die Herausgeber in den Archives von der Vorhalle von Tournus geben, trifft fast wörtlich mit dem Bau von Romainmotier zusammen! — ..... Simplicité rude, mais non dépourvue d'un certain caractère de grandeur. Murs et piliers, tout a une apparence de solidité poussée, pour ainsi dire, jusqu'à l'éxagération. La voûte repose sur des piliers cylindriques trapus et d'un diamètre énorme, n'ayant en guise de chapiteau qu'une éspèce de bourrelet massif d'un profil barbare. — Es ist natürlich nicht daran zu denken, dass die Kirche von Tournus das unmittelbare Vorbild derjenigen von Romainmotier geworden sei; immerhin bietet sich ein interessantes Gegenbild und der Beweis, dass ähnliche Barbarismen während des XI. Jahrhunderts mehrfach vorkamen. Rundpfeiler, wie sie in Romainmotier und in Tournus die Schiffe trennen, kommen auch in den schweizerischen Kirchen von S. Maurice im Wallis und von S. Pierre de Clages bei Sitten vor.

[4]) Deux tours à l'entrée, formant un parvis pour les laïques. Viollet-le-Duc Vol. I p. 125.

[5]) Solche Vorhallen oder Vorderkirchen finden sich z. B. an der Abteikirche zu Vézelay (Dép. Yonne) aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts (abgebildet bei Viollet-le-Duc Vol. VII p. 257) an der Kirche von Charité-sur-Loire in Burgund (a. a. O. S. 268), S. Savin en Poitou (Archives a. a. O. p. 87, Note 1) an der Kathedrale von Autun (Viollet-le-Duc a. a. O. p. 276 und 278) und S. Andoche in Saulieu (a. a. O. p. 275).

wo diese 1220 erbaute Vorhalle oder Vorderkirche nicht weniger als 35 M. lang und 27 M. breit war, so dass Fremde, welche zum ersten Male hier eintraten, sich schon in der Kirche selbst zu befinden glaubten [1]). Es scheint ganz unzweifelhaft, dass die Errichtung so ausgedehnter Vorhallen nur durch ganz besondere Zwecke veranlasst wurde; vielleicht dass man auf den grossen Zulauf der Menge an den Festtagen rechnete und derselben damit ein Unterkommen oder den Raum für gewisse vorbereitende Feierlichkeiten verschaffte [2]). Eine andere Hypothese geht dahin, dass solche Vorderkirchen gleich dem Narthex der altchristlichen Basilika zur Aufnahme der Büssenden und der Excommunicirten bestimmt waren. In der That gestattet eine Bulle Papst Paschalis II. den Cluniacensern, während eines Interdictes bei geschlossenen Thüren die Messe lesen zu dürfen, und es wird jene Hypothese auch dadurch nicht ausgeschlossen, dass sich in den meisten dieser Vorhallen selbst, bald zu ebener Erde, bald im oberen Stocke, ein Altar befindet; denn eine Stelle des Pontificalbuches von Châlons-sur-Saône bestimmt ausdrücklich, dass in einigen Kirchen ein Priester an einem nächst der Thüre befindlichen Altare den draussen versammelten Büssenden auf Befehl des Bischofes die Messe zu lesen habe [3]). Wenn in den späteren Vorhallen das obere Stockwerk sich auf eine Empore beschränkt oder gänzlich wegfällt, so begegnen wir dagegen in Romainmotier wie in Tournus wieder genau derselben Einrichtung; das obere Stockwerk bildet eine abgeschlossene Kapelle, die dem hl. Michael geweiht ist und dessen Altar sich in Romainmotier in einer Apsis befindet, welche erkerartig in die anstossende Kirche vorspringt. Man erinnert sich nun einer ähnlichen Gedankenverbindung, welche schon in karolingischer Zeit, so in S. Gallen [4]), dann später in Reichenau [5]), den hl. Michael zum Patron der Thurmkapellen erhob und dass ein gleiches Heiligthum auch in der Kirche von Payerne beschrieben wurde. Die Bedeutung ist stets dieselbe; sie knüpft sich wieder an das himmlische Wächteramt dieses Erzengels, der überdiess, wenn solche Vorhallen wirklich zunächst für die Excommunicirten bestimmt waren, auch als der Vorbote des jüngsten Gerichtes einen weiteren Sinn erhielt. Vielleicht auch dass in den späteren Orgelbühnen die letzte Erinnerung an solche Vorhallen fortlebt; denn man sieht, wie noch heute der posaunenblasende Erzengel die typische Bekrönung der Orgeln bildet [6]).

Soweit hätten wir nun das Alter der Klosterkirche von Romainmotier festgesetzt und gesehen, wie unmittelbar die ganze Anlage auf die Bauschule von Cluny zurückweist. Sicher ist es, dass auch für die Kirche von Payerne ein ähnlicher Zusammenhang besteht. Der Umstand ferner, dass gerade Odilo, der Erbauer von Romainmotier, dem Kloster Payerne sehr nahe gestanden hat [7]), legt die Ver-

---

[1]) Abbildung bei Viollet-le-Duc Vol. VII p. 268. Cf. P. Lorain S. 64.

[2]) Verschiedene Hypothesen bei Viollet-le-Duc Vol. VII p. 264 und in den Archives a. a. O. S. 7 Note 1. An dem letzteren Orte wird die Vermuthung ausgesprochen, es möchte das obere Geschoss dieser Vorhallen gewissen vornehmen Persönlichkeiten reservirt worden sein, damit sie hier dem Gottesdienste beiwohnen konnten, ohne sich mit der Menge zu vermischen.

[3]) In quibusdam ecclesiis sacerdos in aliquo altari foribus proximiori celebrat missam, jussu episcopi, poenitentibus ante fores ecclesiæ constitutis. P. Lorain p. 64 u. f.

[4]) F. Keller, Bauriss des Klosters S. Gallen vom Jahre 820 in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft.

[5]) F. Adler, die Kloster- und Stiftskirchen auf der Insel Reichenau, in G. Erbkam's Zeitschrift für Bauwesen 1869 S. 566. Ueber solche Thurmheiligthümer cf. Schnaase, Geschichte der bild. Künste im Mittelalter Bd. I, 2. Aufl. S. 559.

[6]) Es ist diess eine Ansicht, die Dubois de Montpéreux in seinen Manuscripten ausgesprochen hat.

[7]) Cf. Note 4, 5, 6 auf Seite 44.

muthung nahe, es möchte auch diese Kirche ihm zuzuschreiben sein. Es hätte sich in diesem Falle ohne Zweifel für die beiden Kirchen eine gemeinsame Bauhütte von Ordensbrüdern gebildet, und es würden diese Monumente etwa auf gleicher Stufe stehen. Nun zeigt aber die Kirche von Payerne, verglichen mit derjenigen von Romainmotier, einen so bedeutenden Fortschritt, dass hierdurch von vorneherein die gleichzeitige Entstehung beider Bauten ausgeschlossen wird. Schon die Architektur des Langhauses steht in Payerne unendlich viel höher; dazu kommt dann, dass das Vierungsgewölbe bereits mit Rippen unterzogen ist, deren Profil mit aller Entschiedenheit auf eine spätere Entwicklungsstufe der romanischen Architektur hindeutet; noch mehr, dass sowohl in der Vierung als im Querschiffe sogar der Spitzbogen erscheint, eine Form, die auch in dem vorgeschrittenen Frankreich vor dem XI. Jahrhundert nicht nachzuweisen ist. Man wird also entweder eine höchst lang andauernde und vielfach unterbrochene Bauthätigkeit anzunehmen haben [1]), was auch durch die übereinstimmende Mauertechnik an der östlichen und der westlichen Hälfte des Gebäudes nicht ausgeschlossen wird, da bekanntlich das Material schon fix und fertig zugerichtet aus den Ruinen von Aventicum herübergeholt wurde, oder — und das ist noch näher liegend — man entscheidet sich für eine unbekannte Entstehungszeit, deren frühester Termin dann jedenfalls nicht über die Mitte des XI. Jahrhunderts hinaufzurücken ist. Nimmt man dazu endlich die jüngste der drei Kirchen, diejenige von Grandson [2]), so ergibt sich für die gesammte Gruppe eine Bauthätigkeit, die sich über ein volles Jahrhundert erstreckte, ohne dass inzwischen eine weitere Verbreitung dieses Systemes oder auch nur ein Einfluss desselben auf die Bauthätigkeit der näheren und ferneren Umgebung nachzuweisen wäre.

Diess Alles zusammengerechnet führt zu dem Schlusse, dass es sich hier um keine Schöpfungsbauten, um keine selbständigen, in weiteren Kreisen massgebenden Unternehmungen handelt. Alles, was neu und originell erscheint, das weist auf französische Vorbilder und zwar speziell auf den Einfluss von Cluny zurück. Dahin gehört die Anwendung des Tonnengewölbes, das in Romainmotier noch in höchst primitiver Einfachheit erscheint, dann in Payerne, vielleicht dass man jetzt schon seine Erfahrungen gemacht hatte, einige Fortschritte bekundet. Aber während sich in Frankreich an diese ältesten Gewölbebauten jene mächtigen Impulse knüpfen, welche bald darauf die Architektur auf eine völlig neue Richtung verwiesen, während dieselbe Schule im südlichen und im westlichen Frankreich eine Reihe hervorragender Bauten fördert, und gerade jetzt, wo immer nur gebaut wurde, ein frischer, unternehmender Geist dem Fortschritte entgegenringt, so sehen wir wie hier höchstens ein paar Dorfkirchen diesen einheimischen Vorbildern sich anschliessen [3]), während sonst nah und fern der Gewölbebau auf den gewöhnlichen Versuchswegen seinem Ziele entgegenarbeitet; auch das spricht dafür, dass es sich hier um ein fremdes, importirtes System handelt, das nur wenig begriffen ward und desshalb kaum über die ersten Anfänge hinaus-

---

[1]) Es ist diess die Ansicht Schnaase's (Bd. IV, 2. S. 265 der alten Aufl.), der wie Lübke im deutschen Kunstblatt von 1854 S. 221 den Chor in die Mitte des XII. Jahrhunderts setzt.

[2]) Das Eckblatt, das hier, wie oben bemerkt, an mehreren Säulenbasen erscheint, liefert den Beweis, dass man die Entstehung dieses kleinen Bauwerkes frühestens in das Ende des XI. oder viel eher noch in den Anfang des folgenden Jahrhunderts zu setzen hat. Auch die Ornamentik steht hier bei weitem höher als in den beiden vorigen Bauten, sie ist entwickelter und plastischer durchgeführt.

[3]) So die kleine Kirche von Bretonnière, $^1/_2$ Stunde von Romainmotier entfernt, die Kirche von S. Sulpice bei Lausanne (Abbildungen bei Blavignac T. VI im Anfang des Textes), die Kirche von Domdidier bei Avenches. Der Zusammenhang der Kirche von S. Pierre de Clages mit dieser Baugruppe scheint mir zweifelhaft.

gelangte. Sodann zeigt sich im Detail eine wahrhaft erschreckende Rohheit der Ornamentik. In Romainmotier sind in der Kirche selbst nur ein paar ungeschickte Nachahmungen der korinthischen Ordnung zu erwähnen. Etwas reicher ist die Vorhalle, zumal das obere Geschoss derselben, ausgestattet; aber die Technik ist so sehr gesunken, dass der ungefüge Meissel auf jede plastische, körperliche Behandlung verzichten muss und auch die elementarsten Gebilde kaum durch ein paar mühsam eingekratzte Linien zu Stande bringt. Nicht viel besser steht es mit dem Schiffe von Payerne; erst im Chore beginnt dann eine kräftige, plastische Behandlung der Kapitäle, die aber, gleich wie in Grandson, in eine wilde, derbe Phantastik umschlägt und im buntesten Wechsel die heiligsten Gegenstände mit den ausgelassensten Scenen und Thierfratzen vermengt [1]). »Der Mangel antiker Vorbilder« — so spricht sich Schnaase über diese Sculpturen aus, indem er dieselben mit den Bildwerken provençalischer Kirchen vergleicht — »war »gewiss nicht die einzige oder hauptsächliche Ursache dieser Verschiedenheit. Manche Ueberreste des »Alterthums mussten in dieser den Römern wichtigen Gegend damals noch erhalten sein; namentlich »hatte das Kloster Payerne ganz in seiner Nähe die römische Stadt Avenches. Aber die Natur brachte »andere Stimmungen hervor und die Bevölkerung war hier ungeachtet der romanischen Sprache ohne »Zweifel mehr mit nordischen Elementen gemischt. Dieser nordische Einfluss zeigt sich in dem Wilden, »Schreckenden und Phantastischen der Sculpturen, und in den Verschlingungen, welche hier mehr und in »anderer Weise vorkommen als in Deutschland. Bemerkenswerth ist die Verwandtschaft dieser phan»tastischen Ornamentik und Sculptur mit der, die wir im Elsass und in Schwaben gefunden haben. »Die schweizerische Sculptur ist noch reicher und phantastischer, aber auch roher als jene deutsche, »und es wird genauerer Forschungen, als bisher angestellt sind, bedürfen, um zu ermitteln, wo dieser »Geschmack entstanden ist.«

Hiemit sei die Betrachtung dieser eigenthümlichen Baugruppe zu Ende. Sie zeigt, wie schwerfällig und wie vielköpfig sich das Gebäude einer schweizerischen Kunstgeschichte zusammensetzen würde, wie erfreulich es aber auch ist, wenn sich von hüben und drüben die Pfade erhellen und diese sich allmählig im Herzen unseres Landes verbinden. Die Kunst ist das Bild unserer Heimath; sie ist ein schönes Buch voller Abwechselung und voll der eigenthümlichsten Züge, ein Buch, wo jedes Blatt einen neuen und fesselnden Stoff enthält. Solche Klostergeschichten aber, wie sie hier von Cluny und später noch einmal von Citeaux aus herübergesponnen wurden, sind wahre Fundgruben der Kunstgeschichte.

---

[1]) Sehr nahe verwandt sind die Sculpturen im Chore der Valeriakirche bei Sitten. Das Gebäude selbst gehört aber keineswegs, wie man etwa aus Blavignac entnehmen könnte, dieser beschriebenen Gruppe an; die Kirche ist ein Uebergangsbau, stylistisch so rein und so hoch entwickelt wie die Kathedralen von Genf und Lausanne.

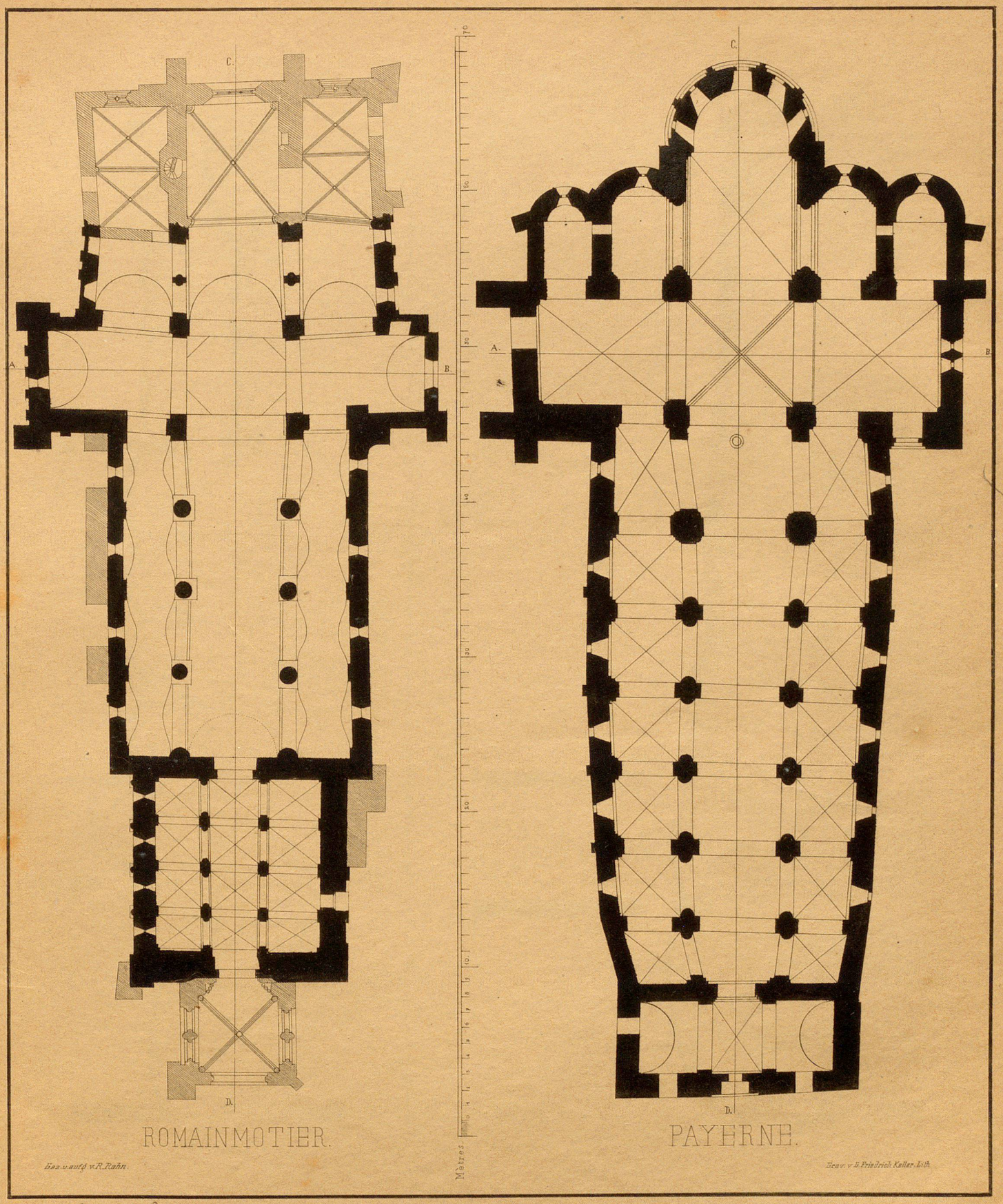
Verzeichniss der Tafeln
und der in den Text eingedruckten Holzschnitte.

Taf. I. Nördliche Seitenansicht der Klosterkirche von Romainmotier. **Taf. II.** Choransicht der Klosterkirche von Payerne. **Taf. III.** Grundrisse der Klosterkirchen von Romainmotier und Payerne. **Taf. IV.** Langschnitte derselben. **Taf. V.** Querschnitte Beider durch das Kreuzschiff. **Taf. VI.** Restaurirte Innenansichten der beiden Kirchen.

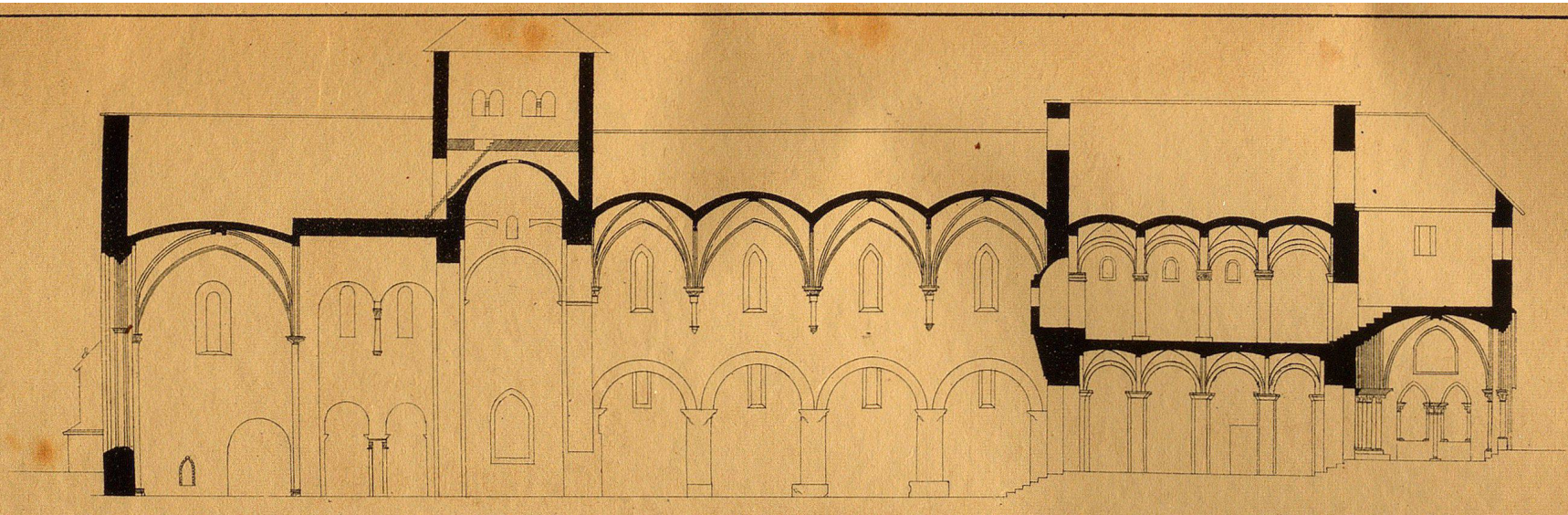
Romainmotier. Fig. 1. Blenddecoration an der Schlusswand des nördlichen Querschifflügels. Fig. 2. Rundpfeiler im Mittelschiff. Fig. 3. Kapitäl an der südlichen Stützenreihe im Erdgeschosse der Vorhalle. Fig. 4—8. Pfeilerkapitäle im oberen Geschosse der Vorhalle. Fig. 9 – 12. Pfeiler- und Pilastergesimse ebendaselbst. Fig. 13. Ansicht des nördlichen Querschifflügels. (Durch ein Versehen ist diese Ansicht verkehrt auf den Stock gezeichnet worden.)

Payerne. Fig. 14—18. Pilastergesimse im Mittelschiff. Fig. 19—21. Käpitäle der Pfeilervorlagen im Mittelschiff. Fig. 22—24. Pilastergesimse im südlichen Seitenschiff.

H lith


C.
A.
B.
D.
ROMAINMOTIER.
Metres
C.
A.
B.
D.
PAYERNE.
Gez. u. aufg. v. R. Rahn.
Geav. v. E. Friedrich Keller. lith.

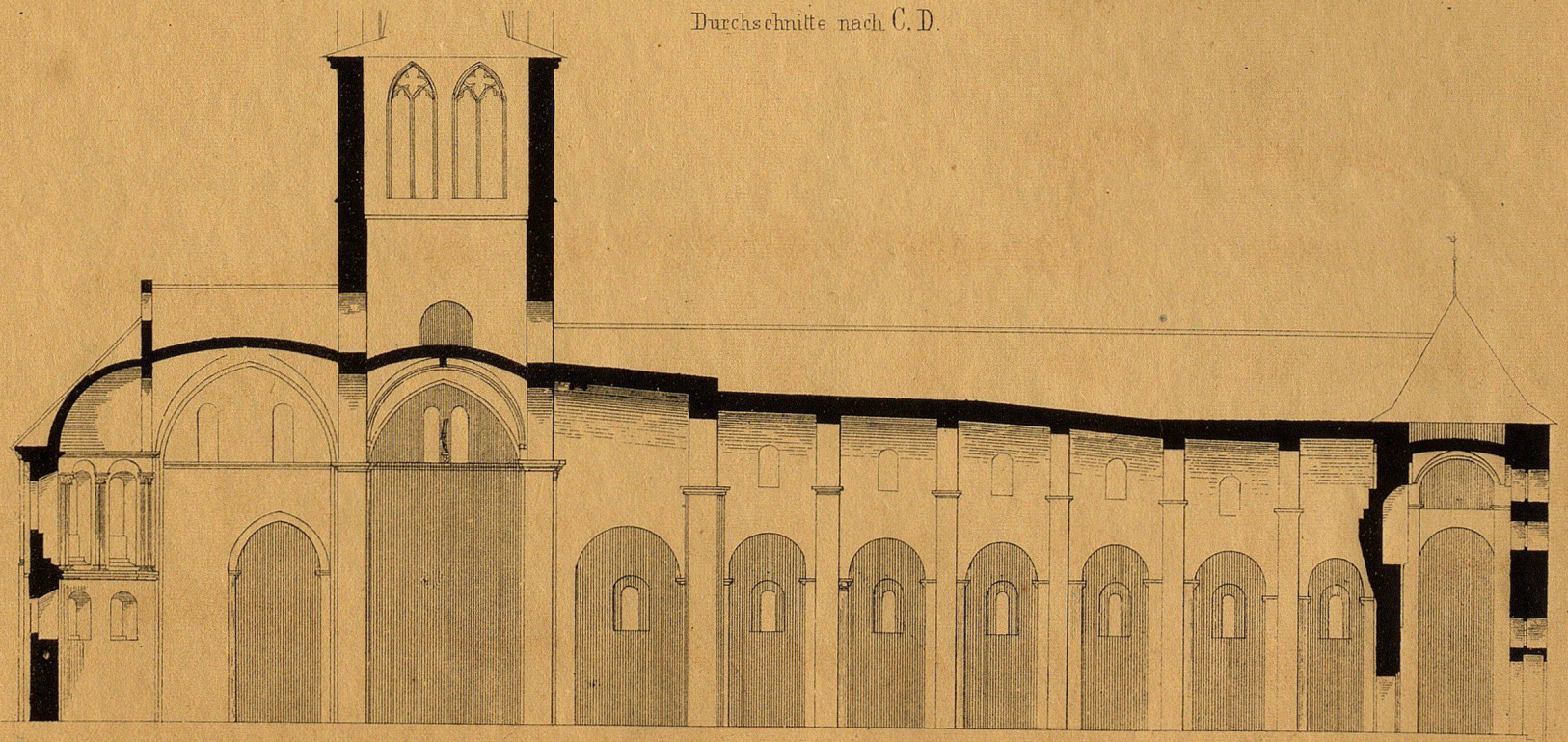
LM. P.C. 30310



ROMAINMOTIER.

Mètres. 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 20 30 40 50 60 65

Durchschnitte nach C. D.

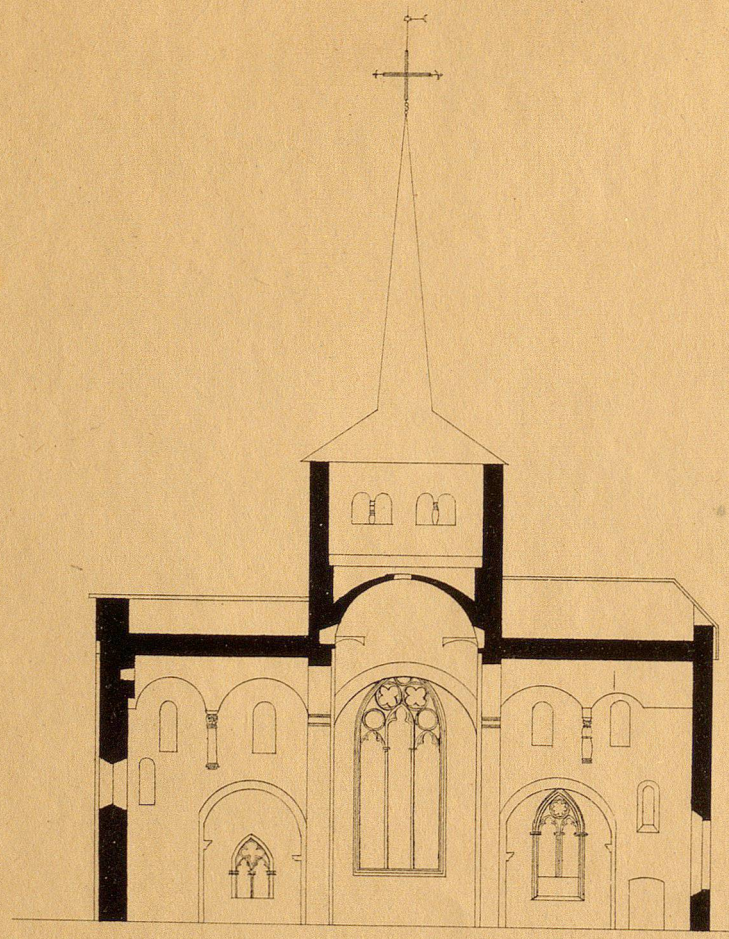


PAYERNE.

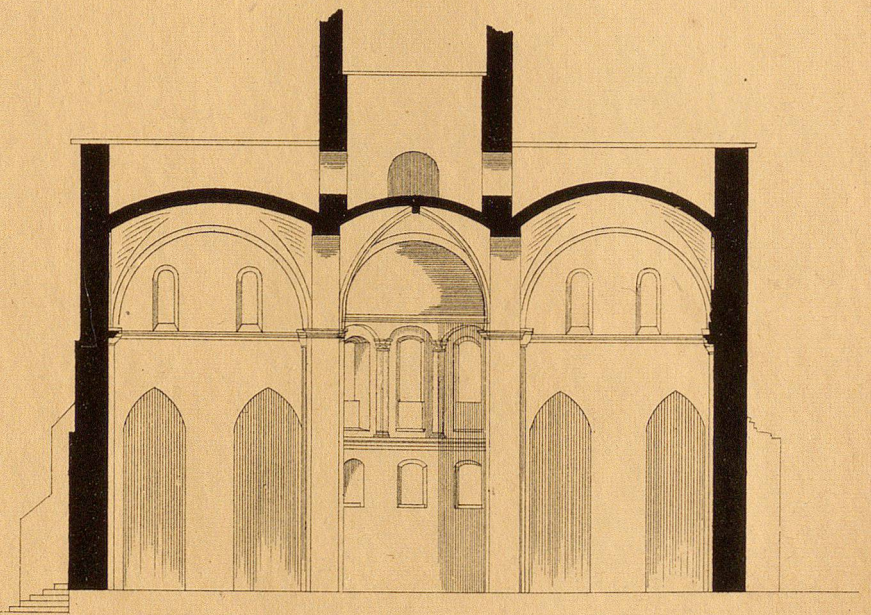
Bez. u. aufg. v. R. Rahn.

Druk u. Lith. v. G. Friedrich Keller

Tafel N.

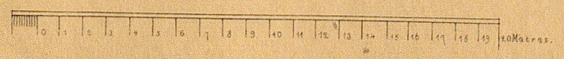


ROMAINMOTIER.



PAYERNE.

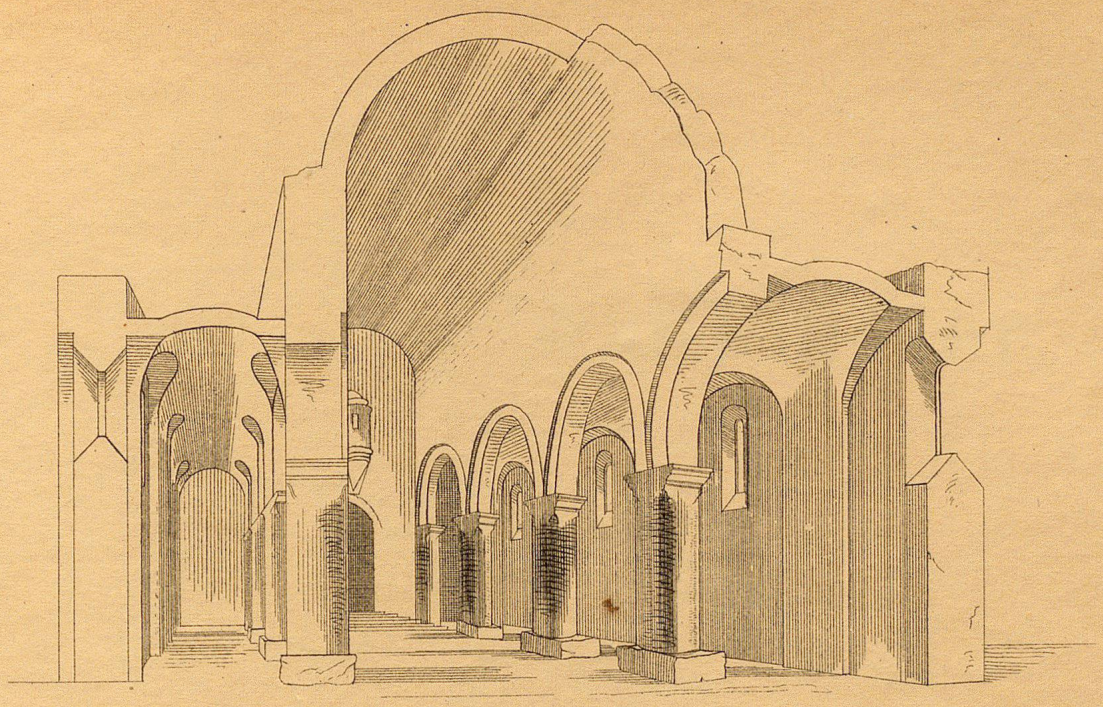
Querschnitte nach A–B.



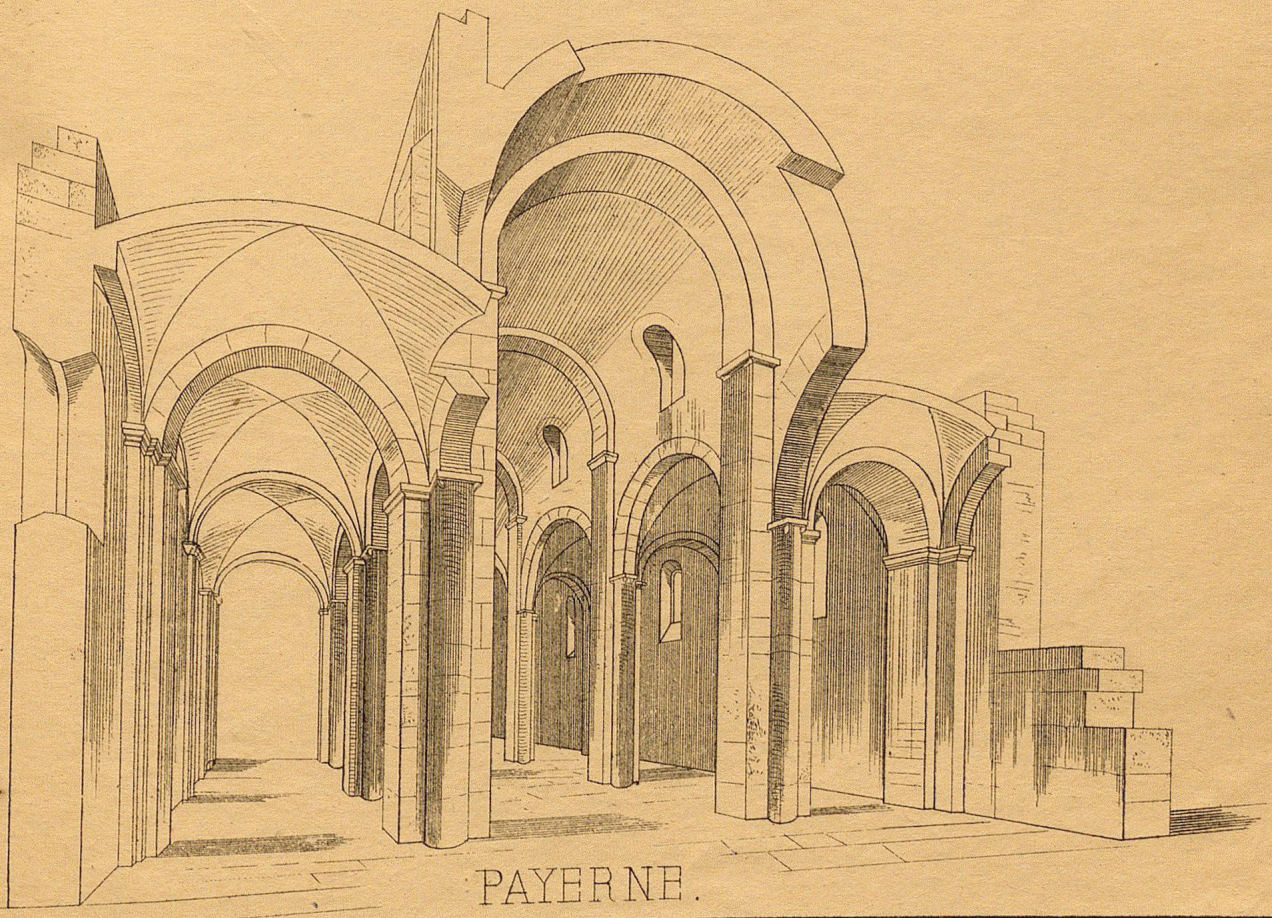
Tf. V.

Gez. u. autg. v. R. Rahn.

Druk u. Lith. v. E. Friedrich Keller.



ROMAINMOTIER.



PAYERNE.

Gez. v. C. Ulrich.

Druck u. Lith. v. G. Friedrich Keller.